

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Heimatskunde des Kreises Lebus**

**Bieder, Hermann  
Ruge, G.**

**Frankfurt a. Oder, 1898**

2. Geschichtlicher Teil.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-327**

## 2. Geschichtlicher Teil.

### I. Das alte Land Lebus.

Das ehemalige „Land Lebus“ erhielt seine Bezeichnung von der an der Oder gelegenen gleichnamigen Stadt. Diese war durch ein Schloß geschützt, welches den Höhenzug beherrschte, der in der Nähe des Ortes Lebus ziemlich schroff nach der Oder zu abfällt. Des Schlosses Lebus geschieht zu Anfange des 12. Jahrhunderts zuerst Erwähnung und zwar in Verbindung mit der Erzählung eines Kriegszuges, den 1109 der deutsche Kaiser Heinrich V. gegen den Polenherzog Boleslaw III. unternahm. Das Schloß Lebus war der erste feindliche Ort, welcher von dem Kaiser angegriffen wurde. — Das Land Lebus war damals ein Theil des Polenreiches und seiner Lage nach als Grenzland zwischen Polen, Pommern und dem westlichen Deutschland von großer Wichtigkeit. Die Eingeseffenen waren Wenden, welche von den Polen schon mit dem Ende des 12. Jahrhunderts fast sämtlich zum Christentum bekehrt wurden. Es galt also für die Zukunft nur, diese wendischen Christen dem Deutschtum zuzuführen.

Die Grenzen des alten Landes Lebus werden in einer Urkunde vom 20. April 1249 \*) genau bezeichnet. Danach umfaßte es die heutigen Kreise Lebus, Ost- und West-Sternberg, sowie den nördlichen Teil der Kreise Guben und Lübben.

Auf dem eben erwähnten Kriegszuge gegen das Polenreich unterstützte der Erzbischof Adalgot von Magdeburg den Kaiser Heinrich V. mit Hilfstruppen und belagerte, während der Kaiser selbst weiter gegen Schlesien rückte, das Schloß Lebus, welches ihm vom Kaiser nach der erfolgten Einnahme als Eigentum überwiesen wurde. Wahrscheinlich konnte jedoch das Erzbistum Magdeburg den Besitz des Schlosses nur kurze Zeit behaupten; denn schon im Jahre 1144 traten die Vornehmen des Landes Lebus auf Seite des Polenherzogs.

In dem Polenreiche hatte sich um diese Zeit ein bedeutsamer Umschwung vollzogen. Der Herzog Boleslaw III. verteilte nämlich 1138 seine Länder unter seine Söhne, indem er gleichzeitig den ältesten Sohn, Wladislaw II., zum Haupte der Familie ernannte. Zu dem Antteile, welcher dem letzteren zufiel, gehörte Schlesien; ob er auch das Land

\*) Riedel, cod. dipl. Brand. A. XXIV, S. 337.

Lebus erhielt, läßt sich nicht ermitteln. Doch dürfte die Annahme, daß Lebus seiner geographischen Lage nach bei dem großpolnischen Teile verblieben sei, nicht von der Hand zu weisen sein. Unter dem ältesten der Söhne Wladislaw's, Boleslaw dem Langen, und seinen Nachfolgern wurde Schlesien zu einem deutschen Lande umgeschaffen, was auch auf das Land Lebus den günstigsten Einfluß haben mußte.

Im Jahre 1209 eroberte der Herzog der Lausitz, Konrad II., das Schloß Lebus. Doch nur kurze Zeit blieb dieses im Besitze der Deutschen, denn schon 1224 oder 1225 kam es wieder in die Gewalt der Polen unter dem Herzoge Wladislaw Laskonogi (Dünnbein), freilich auch nur vorübergehend, denn noch im Jahre 1225 gelangte der Herzog Heinrich der Bärtige von Schlesien in dem Lande Lebus zur Herrschaft, und somit kam dasselbe an das Geschlecht der Piasten.\*) Herzog Heinrich der Bärtige war vermählt mit der durch Frömmigkeit und Wohlthun berühmten Hedwig (geboren 1174, gestorben 1243, vom Papst Clemens IV. 1267 heilig gesprochen), einer Tochter des Grafen Berthold von Tirol und der Gräfin Agnes von Rochlitz, und wohl dem Einflusse seiner Gemahlin ist es zuzuschreiben, daß er den schlesischen Cistercienserklöstern Lebus und Trebnitz, dem Augustinerkloster Raumburg am Bober und dem Orden der Templer ausgedehnte Ländereien im Lande Lebus schenkte.

Diese Schenkungen waren für das Land, in welchem noch weite Strecken unangebaut und mit dichtem Walde bedeckt waren, von außerordentlicher Wichtigkeit, denn jetzt begann die Besiedelung mit Deutschen, und der Ackerbau blühte empor, namentlich durch die fleißige Arbeit der Cistercienser, welche thätige Landwirte waren. —

Nach dem Tode des Herzogs (1238) bezeugte sein Nachfolger Heinrich der Fromme den deutschen Kolonisten das gleiche Wohlwollen. Zwar trat während seiner Regierung das Erzbistum Magdeburg, welches ein Bündnis mit den brandenburgischen Markgrafen Otto III. und Johann I. geschlossen hatte, mit alten Erbansprüchen hervor. Aber der Herzog eilte mit einem Heere zum Entsätze des Schlosses herbei und trieb die Magdeburger und Brandenburger in die Flucht. Seitdem blieb das Land Lebus ungestört im Besitze Heinrich's, welcher nun sein Kolonisationswerk eifrig fortsetzen konnte. Er fiel 1241 bei Liegnitz in der Schlacht gegen die Mongolen.

Sein Tod wurde für das Reich der Piasten verhängnisvoll, denn es trat nun eine unheilvolle Zersplitterung ein. Heinrich hinterließ nämlich fünf unmündige Söhne, über welche die Mutter, die Herzogin Anna, zunächst bis 1242 die Vormundschaft führte. Einem der Söhne, Mesko, soll das Schloß Lebus gehört haben, auch soll er in der Kirche unterhalb des Schlosses begraben worden sein. Der älteste Sohn, Boleslaw der Kahle, verlor in verschiedenen Grenzstreitigkeiten einen Teil seiner Länder, doch besaß er 1249 noch Lebus. Um diese Zeit unternahmen die askanischen Markgrafen einen neuen Vorstoß nach Osten.

\*) Dr. Breitenbach, das Land Lebus unter den Piasten. Fürstenwalde 1890.

Deshalb suchte Boleslaw Hilfe bei dem Erzbischof Wilbrand von Magdeburg und trat diesem am 20. April des letztgenannten Jahres als Gegenleistung einen Teil des Landes Lebus förmlich ab. Bald darauf gelang es dem Erzbischof Magdeburg, in den Besitz des ganzen Landes zu kommen; denn der Herzog Boleslaw, den seine Leute verlassen hatten, war aus seinem Lande vertrieben worden und irrte als Heimatsloser umher. Diese Gelegenheit mögen die askanischen Markgrafen wahrgenommen haben, um ihre Angriffe auf Lebus zu wiederholen. Da erachtete es der Erzbischof Wilbrand als das geratenste, sich mit seinem Nebenbuhler auf friedlichem Wege auseinanderzusetzen. So kam 1250 ein Vertrag zustande, in welchem den Askaniern die Hälfte des Landes Lebus abgetreten wurde. Der markgräfliche Anteil bestand in einzelnen, diesseits und jenseits der Oder gelegenen Ländereien, namentlich in dem Flecken Lebus. Zu dem erzstiftlichen Teile gehörten die Gegenden um Müncheberg, Buckow, Sternberg, Fürstenberg und Göriz.

Magdeburg blieb im Mitbesitz des Landes Lebus bis 1336. In diesem Jahre ging die volle Herrschaft über das Land auf den bayerischen Markgrafen Ludwig über, und seitdem blieb Lebus unauflöslich mit Brandenburg verbunden. —

## II. Das Bistum Lebus.\*)

In der Mark Brandenburg befanden sich ehemals drei Bistümer: Brandenburg, Havelberg und Lebus. Über die Stiftung des letztgenannten Bistumes fehlt uns jede zuverlässige Nachricht. Im Jahre 1133 wird von dem polnischen Chronisten Duglosz zum ersten Male von einem Bischof Bernhard von Lebus gesprochen. Das Bistum soll wegen der Angriffe der Heiden aus den östlichen Gegenden von Polen nach Lebus verlegt worden sein. Der Gründer ist wahrscheinlich der Polenherzog Boleslaw III., der sich bestrebte, das Christentum in seinen Ländern auszubreiten.

Von Anfang an war das Bistum Lebus dem Erzbistum Gnesen unterstellt. Als seine Schutzpatrone werden genannt die heilige Hedwig, Adalbert, der Apostel der Preußen, der 997 als Märtyrer starb, und Johannes der Täufer.

Die Grenzen des Bistums Lebus lassen sich nicht genau bestimmen, da eine Stiftungsurkunde nicht vorhanden ist. Wahrscheinlich fielen sie zusammen mit den politischen Grenzen des alten Landes Lebus. (Vergl. S. 43.) Umgeben war der Lebuser Stiftsprengel von den Bistümern Meißen, Ramin, Brandenburg, Posen und Breslau. Er war in acht Bezirke geteilt, in welchen sich 166 Pfarrkirchen befanden. Davon entfielen auf den Bezirk Frankfurt 15, auf Müncheberg 25, auf Drossen 42, auf Reppen 10, auf Falkenhagen 26, auf

\*) Joh. Christ. Beckmann, Von dem Bisthottum, iezo Ampt und Stadt Lebus. 1706. — Kortum, Historische Nachricht von dem alten Bisthottum Lebus. 1740. — A. B. Michaelis, Diplomatische Stifftshistorie von Lebus. 1756. (Letztere Schrift bietet über die Gründung des Bistums keinerlei historische Anhaltspunkte.)

Seelow 12, auf Zielenzig 19, auf Rüstzin 17. — Was den äußeren Glanz betrifft, so konnte sich Lebus mit anderen Bistümern nicht messen, wie denn überhaupt die Bischöfe von Lebus nie zu bedeutendem Vermögen gelangt sind. Auch war ein reichbesetztes und wohlausgestattetes Kapitel nicht vorhanden, die Domherren gehörten vielmehr zu den Weltgeistlichen und lebten bis auf wenige residierende Mitglieder zerstreut in Frankfurt, Königsberg, Soldin, Rüstzin, Zielenzig, Seelow, ja selbst auf dem Lande. Die Besitzungen des Bistums erhielten im Laufe der Zeit eine bedeutende Ausdehnung. Zu den ältesten gehörten das Städtchen Seelow, das Dorf Wuhden, die Marktstadt Dsna (Drossen), der damalige Flecken Göriz und der jetzt unbekannt Ort Bolescowiz. Ferner gehörte dem Bistum die in Polen gelegene Stadt Dpatow mit 16 Dörfern, das Städtchen Kazimierz mit 14 Dörfern und die angebliche Stadt Borek. Im Lande Sagan erwarb das Bistum die Dörfer Kosel, Schöneiche und Kunzendorf. Zu diesen Besitzungen kamen in dem Lande Lebus in den Jahren von 1250—1400 viele Erwerbungen hinzu, so z. B. Stadt und Schloß Lebus und die Stadt Fürstenwalde nebst mehreren Dörfern durch urkundliche Verleihung Ludwig's des Römers vom 17. Juni 1354. In Frankfurt a. O. besaßen die Bischöfe ein Haus, in welchem sie abzustiegen pflegten, wenn sie sich in der Stadt aufhielten. Es war der sogenannte „Bischofshof“, jetzt Oderstraße 28 auf dem Manegenhofe.

Auch im 15. Jahrhundert und selbst noch später wurde die Anzahl der Stiftsgüter ansehnlich vermehrt. Durch die Reformation und die neuere Agrargesetzgebung sind die Besitzverhältnisse jedoch von Grund aus verändert worden. Alle grundherrlichen Rechte bestehen nicht mehr, und die Güter sind entweder in den Besitz der landesherrlichen Domänen übergegangen, oder sie sind von Privatpersonen erworben worden. — Das Bistum Lebus bestand bis 1598, in welchem Jahre es säkularisiert wurde. —

### III. Die Bischöfe von Lebus.

Die Nachrichten über den ersten Bischof von Lebus, Bernhard, beschränken sich darauf, daß derselbe am 16. März 1133 der Einweihung des Prämonstratenserklosters Strzelno beiwohnte. Auch über die nächsten Bischöfe geben die Urkunden nur dürftige Auskunft; erwähnt wird nur ihre Anwesenheit bei kirchlichen Handlungen in Schlesien und Polen.

Die meisten der Lebuser Bischöfe und Domherren waren Schlesier, und zwischen den Bistümern Lebus und Breslau bestand andauernd ein lebhafter Verkehr und ein vertrauliches Verhältnis. Eine ansehnliche Zahl der Domherren gehörte adligen Familien oder reichen Patriziergeschlechtern in Breslau und Frankfurt an. Vertreten sind unter ihnen die Namen v. Dypeln, v. Borcke, v. Rittlich, v. Kunzendorf, v. Schlieben, v. Bülow und v. Burgsdorf, sowie die angesehenen Bürgerfamilien der Hofmann, Petersdorf, Borselde, Waldow, Belkow und Hasenfelde zu Frankfurt, endlich die Familien der Bantsche (Bancz), Wendeler, Seckel, Bruno, Baran und Conoplath zu Breslau. Aus fürstlichen Häusern waren zwei

Bischöfe: vor der Reformation Wenceslaus, Sohn des Herzogs Wenceslaus von Liegnitz (von 1377—1420), nach der Reformation Joachim Friedrich, Markgraf zu Brandenburg (von 1555—1598).

Aus der langen Reihe der Bischöfe können hier nur einige hervorgehoben werden:

1. Stephan II. (1317—1345).

Er bekleidete schon seine Würde, als 1320 das askanische Fürstengeschlecht erlosch. In den nächsten Jahren herrschten in der Mark Brandenburg Unruhe und Verwüstung, bis endlich 1324 Kaiser Ludwig der Bayer das Land für ein erledigtes Reichslehen erklärte und es seinem Sohne Ludwig gab. Doch der Papst Johann XXII. trat gegen den Kaiser Ludwig auf, der die deutsche Krone ohne päpstliche Einwilligung angenommen hatte. Er sprach den Bannfluch über den Kaiser aus, ebenso über dessen Sohn, den Markgrafen Ludwig von Brandenburg. Da der Bannstrahl jedoch die gewünschte Wirkung nicht hatte, veranlaßte der Papst den König Wladislaw von Polen zu einem Einfall in die Mark Brandenburg. Schnelle polnische und litauische Reiter brachen im Sommer des Jahres 1325 in die Neumark ein, drangen bis zur Oder vor und verübten die schrecklichsten Greuel; 144 Dörfer sanken in Asche, und hunderte von Menschen wurden in die Gefangenschaft geschleppt.

Der Verdacht, im Auftrage des Papstes die Polen ins Land gerufen zu haben, richtete sich gegen den Bischof Stephan v. Lebus. Ob dieser Verdacht begründet war, ist nicht erwiesen. Durch seine feindselige Haltung gegen den Markgrafen und namentlich durch die Verbreitung der Bannbulle hatte er jedoch Mißfallen erregt, und Ludwig befahl seinem Vogt zu Lebus, Erich von Wulkow, den Bischof zu züchtigen. Die Frankfurter Bürger, die auch von den Polen bedrängt worden waren, leisteten gern Hilfe. Bei Nacht überfiel der Vogt mit seiner Schar die bischöfliche Residenz Göriz, zerstörte Schloß und Kirche und brannte den ganzen Ort nieder (1326). Der Bischof soll in Frankfurt gefangen gehalten worden sein, doch ist diese Nachricht nicht verbürgt. Die Stadt wurde mit dem Interdikt belegt, und die Einwohner traf die Strafe des Kirchenbannes. Im Jahre 1334 wurde das Interdikt aufgehoben, aber schon 1338 auf wiederholte Klagen des Bischofs erneuert. Im folgenden Jahre entfernte sich Stephan aus seiner Diocese, weil er sich hier nicht mehr sicher glaubte. Er starb 1345 zu Breslau. —

2. Bischof Johann II. von Rittlitz (1385—1391).

Unter ihm erfolgte 1385 die Verlegung des Domkapitels nach Fürstenwalde und die Erhebung der dortigen Marienkirche zur Kathedralkirche.

3. Bischof Johann IV. von Borschnitz (1397—1420).

Er arbeitete auf der Kirchenversammlung zu Konstanz im Auftrage des Papstes Johann XXIII. mit zwei anderen Bischöfen die Anklageschrift gegen Johann Huf aus und begab sich 1415 zu diesem in's

Gefängnis, um ihm die Anklage zu seiner Rechtfertigung vorzulegen. Bei den Verhandlungen über die Abdankung des Papstes wurde er zum Vertreter der deutschen Nation ernannt. Im Jahre 1416 beriet er mit dem Kanzler des Kaisers das Ceremoniel für die Feierlichkeit zur Belehnung seines Landesherrn, des Kurfürsten Friedrich, mit der Mark Brandenburg und wohnte am 18. April 1417 an der Seite des Kurfürsten dieser Feier in Konstanz bei. —

#### 4. Friedrich II. Sesselmann (1455—1483).

Friedrich II. gehörte zu den thätigsten Prälaten des Stiftes und hat sich als vertrauter Rat der Kurfürsten Friedrich II. und Albrecht Achilles große Verdienste um Brandenburg erworben. Zur Erledigung diplomatischer Geschäfte finden wir ihn 1458 an der Spitze einer kurfürstlichen Gesandtschaft bei einem schlesischen Fürstentage in Breslau, 1461 zu ähnlichem Zwecke in Eger. Zu noch größerem Einflusse gelangte er, als ihn Albrecht Achilles vor seiner Reise in die fränkischen Lande 1473 neben dem 18jährigen Markgrafen Johann mit ausgedehnter Vollmacht zum Regenten der Mark ernannte.

Am 20. August 1476 vollzog der Bischof Friedrich Sesselmann in Frankfurt a. D. die Vermählung der jüngsten Tochter des Kurfürsten, Barbara, mit dem Könige Wladislaw von Böhmen, der sich durch einen Prokurator, den Herzog von Münsterberg, vertreten ließ. \*)

Im Jahre 1482 bewirkte der Bischof an der Spitze einer brandenburgischen Kommission den Abschluß des Vertrages zu Kamenz, durch welchen die Städte Krossen, Züllichau, Sommerfeld und Boberberg an Brandenburg fielen.

Friedrich Sesselmann starb am 21. September 1483 und wurde in der Domkirche zu Fürstenwalde in einer Kapelle beigesetzt, die er bei Lebzeiten hatte bauen lassen. Man hat ihn nicht mit Unrecht den „zweiten Stifter des Bistums Lebus“ genannt.

#### 5. Bischof Dietrich von Bülow (1490—1523).

Er war ein Sohn des braunschweig'schen und mecklenburg'schen Rates Friedrich von Bülow und wurde 1460 auf den mecklenburgischen Gütern seines Vaters geboren. Wie nahe er den humanistischen Bestrebungen seiner Zeit stand, ergiebt sich aus einer Elegie, die Ulrich von Hutten ihm als seinem väterlichen Freunde und Beschützer widmete. Auch führte der Bischof mit dem am Hofe Joachim's I. lebenden gelehrten Abte Johann Tritheim einen interessanten und launigen Briefwechsel über einige seltene Handschriften philosophischen Inhalts. — Dietrich von Bülow war der erste Kanzler der von Joachim I. in Frankfurt gegründeten Universität und wohnte am 26. April 1506 der feierlichen Eröffnung derselben bei. Vermutlich

\*) Schwarze, „Eine Frankfurter Hochzeit und ihre Folgen“. (15. bis 17. Heft der Mitteilungen des historischen Vereins zu Frankfurt a. D. 1885.)

nahm der Kurfürst mit seinen fürstlichen Gästen an dem festlichen Tage im Hause des Bischofs (jetzt Oderstraße 28) Wohnung.

Der Bischof starb am 1. Oktober 1523 und liegt in Fürstenwalde begraben.

#### 6. Bischof Joachim Friedrich (1555—1598).

Nach dem Wunsche des Kurfürsten Joachim's II. wählten die Domherren 1555 einen Prinzen seines Hauses zum Bischof. Es war dies Joachim Friedrich, Sohn des Kurprinzen Johann Georg und Enkel des regierenden Kurfürsten. Da der Prinz erst zehn Jahre alt war, so begab sich im November 1555 der Kurprinz Johann Georg mit drei kurfürstlichen Räten nach Fürstenwalde und übernahm als Vormund seines Sohnes die Verwaltung sämtlicher Stiftsgüter. Joachim Friedrich führte auch nach erlangter Großjährigkeit bis zum Antritt seiner Regierung (1598) den Titel eines postulierten Bischofs von Lebus. Von diesem Zeitpunkte ab existierte das Bistum nicht mehr.

### IV. Die Templer und Johanniter im Lande Lebus. \*)

Der schlesische Herzog Heinrich der Bärtige schenkte 1229 den Tempelrittern 250—300 Hufen im Lande Lebus und zwar in der Gegend zwischen Falkenhagen und Müncheberg. Die Templer zeigten sich sehr rührig auf ihrem Gebiete, denn sie hatten bereits ums Jahr 1244 die Dörfer Liezen (Lützen), Heinersdorf, Tempelberg, Marydorf, Werbig, Neuentempel und Colaz erbaut. Der letztgenannte Ort ist nicht mehr vorhanden, lag jedoch wahrscheinlich am See bei Liezen, der jetzt noch Kalisch heißt. Liezen wurde der Mittelpunkt aller Besitzungen des Ordens im Lande Lebus. Hier legten die Ritter einen Hof an, welcher später als Komturei den Sitz der Verwaltung der Ordensgüter bildete.

Auf der Komturei Liezen \*\*) residierten die Komture, d. h. die waffentragenden Brüder, welche die Verwaltung leiteten und einen Teil der Erträge der Güter zum Schatze des Ordens abliefern mußten. Schon 1232 war die Kommende Liezen zum Schutze gegen die Polen mit einer festen Mauer umgeben. Der Hof hatte guten Acker und bezog die Zehnten und sonstigen Abgaben der umliegenden Dörfer. Auch gehörte zu ihm eine bedeutende Schäferei. Die Mannschaft, welche aus Frankfurter Bürgern und „sonstigen guten Leuten“ bestand, wohnte in drei benachbarten Ortschaften.

Im Jahre 1262 wird als Ordensvorsteher in Liezen der Bruder Gerecke genannt, 1282 als Komtur der Vice-Ordensmeister J. v. Esbeck.

\*) Joh. Chr. Beckmann, Beschreibung des Ritterlichen Johanniter-Ordens und dessen absonderliche Beschaffenheit. Frankfurt a. D. 1726. — A. v. Winterfeld, Geschichte des Ritterlichen Ordens St. Johannes vom Spital zu Jerusalem. Berlin 1859. — Riehl und Scheu, Geschichtliches über den St. Johanniterorden. (In „Berlin und die Mark Brandenburg“. S. 488.) — D. Schwebel, Die Ordensritter im Oberlande. („Bär“ 1879.)

\*\*) Ehemals Lezenize, Vicenizze, Lezna, Lezen, Lissen, Leshn, Lessen, Leizen, Lieszen, öfters mit dem vorgestellten Artikel „die“. In der Neumark war Quartichen Residenz der Komture.



Nachdem der Papst Clemen s V. im Jahre 1312 den Orden der Templer aufgelöst hatte, wurden die Ordensgüter in Brandenburg von dem Markgrafen Waldemar eingezogen, 1322 aber auf Grund päpstlicher Verordnung gegen eine Entschädigung von 1250 Mark Silber dem Johanniterorden überwiesen. Da die Johanniter diese Zahlung nicht leisten konnten, so übergaben sie dem Markgrafen die Stadt Zielenzig nebst sechs Dörfern. Erst 1350 fiel die Stadt an den Orden zurück. Außer Zielenzig besaßen die Johanniter die Stadt Sonnenburg. Ihre Komtureien befanden sich in Liezen und Lagow.

Als erster Komtur des Johanniterordens in Liezen wird 1321 Gebhard von Bortfeld genannt. Besondere Verdienste um die Kommende hat sich Adam von Schlieben erworben, der 1596 urkundlich als Komtur erwähnt wird. In den Ordensdörfern führte er mancherlei Verbesserungen ein und ließ namentlich die Kirchen in besseren baulichen Zustand versetzen. Wie viele seiner Vorgänger, liegt er in der Kirche zu Liezen begraben. Die Komturwürde blieb bei seiner Familie bis zum Jahre 1710. Es folgten dann Komture aus verschiedenen Geschlechtern. Mit dem Tode des letzten Herrenmeisters zu Sonnenburg, des Prinzen Ferdinand von Preußen, wurde die Kommende Liezen aufgelöst. Im Jahre 1814 wurde dieselbe durch den König Friedrich Wilhelm III. dem Staatskanzler Karl August Freiherrn v. Hardenberg für seine dem Staate geleisteten hervorragenden Dienste geschenkt. Das Amt Liezen gehört heute noch zum gräflich Hardenberg'schen Familienbesitz. Die übrigen Ordensgüter sind in den Jahren 1810 und 1811 vom Staate eingezogen worden.

König Friedrich Wilhelm IV. hat den evangelischen Johanniterorden seiner ursprünglichen Bestimmung, der Krankenpflege im Frieden und im Kriege, durch Kabinettsordre vom 15. Oktober 1852 wieder zugeführt. Seitdem befindet sich der Sitz des Ordenskapitels in Sonnenburg, dem ehemaligen Mittelpunkte des Herrenmeistertums in der Mark, in Pommern, Sachsen und im Wendenlande.

In Liezen erinnern an die Zeit der Ordensritter noch die Kirche und das alte Komturhaus, welches jetzt zu Wirtschaftszwecken benutzt wird. In der Kirche wird durch alte Leichensteine und durch eine Anzahl Gemälde das Gedächtnis an die Komture lebendig erhalten. Der älteste Leichenstein ist einem Templer, dem Kanonikus v. Reindorf, gewidmet und zeigt die Jahreszahl 1276. —

### V. Der falsche Waldemar. \*)

Im Jahre 1348 ereigneten sich im Lande Lebus merkwürdige Dinge. Hier war der Schauplatz, wo jener Abenteurer auftrat, der unter dem Namen des „falschen Waldemar“ die Mark Brandenburg in die größte Unruhe und Verwirrung versetzte.

\*) K. F. Klöden, Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen zu Brandenburg. Berlin. 1845. 4 Bände. — Niedel, Beitrag zur Geschichte des falschen Waldemar. (Märkische Forschungen. 3. Band 1847.)

Nach dem Aussterben der askanischen Fürsten (1320) hatte der Kaiser Ludwig der Bayer seinen Sohn Ludwig den Älteren im Jahre 1324 mit der Mark Brandenburg belehnt. Dadurch hatte er sich zahlreiche Feinde erweckt, denn die Nachkommen Albrechts des Bären herrschten noch in Sachsen und Anhalt und hielten sich für die rechtmäßigen Erben des Landes. Dazu kam, daß der Kaiser die Ehe der Herzogin von Kärnten und Tirol, Margarete Maultasch (so genannt nach einem Tiroler Schlosse), die mit ihrem Gemahl, dem Luxemburger Johann von Böhmen, in Unfrieden lebte, widerrechtlich gelöst und darauf die Herzogin mit seinem Sohne Ludwig vermählt hatte. Durch diesen Eingriff in die geistlichen Rechte war er mit dem Papste und mit dem mächtigen luxemburgischen Hause zugleich verfeindet worden. Der Kaiser wurde vom Papste des Thrones verlustig erklärt und mit seinem Sohne in den Bann gethan. Der ehrgeizige Markgraf Karl von Mähren, Oheim des Prinzen Johann von Böhmen, betrieb nun eifrig die Absetzung Ludwig's, gewann mehrere Kurfürsten für sich und bestieg als Karl IV. 1346 den Thron. Mit Hilfe der Reichsstädte hielt sich der Kaiser Ludwig bis zu seinem Tode, der ihn 1347 plötzlich ereilte.

Inzwischen war es seinem Sohne, dem Markgrafen Ludwig, keineswegs gelungen, in Brandenburg überall festen Fuß zu fassen. Die meisten seiner Beamten waren Bayern, denen die Märker keine Sympathien entgegenbrachten. Dazu lastete der Bann auf ihm, und seinetwegen seufzte das Land unter dem Interdikt. Es gährte heimlich im ganzen Lande gegen die Herrschaft der Bayern, und je trüber die Gegenwart war, umso reizender erschienen dem Volke die Tage der Vergangenheit. Man erinnerte sich mit Vorliebe der Regierungszeit des Markgrafen Waldemar, des großen Kriegshelden, der in jugendlichem Alter plötzlich gestorben war.

Da, als der Markgraf Ludwig im Sommer 1348 nach Bayern gereist war, um Karl's IV. Plänen entgegenzuarbeiten, verbreitete sich in der Mark Brandenburg die Kunde, Markgraf Waldemar der Alte sei wieder zu Lande gekommen. Es sei vor 18 Jahren ein anderer statt seiner begraben worden, er selbst habe sich wegen seiner Vermählung mit einer zu nahen Verwandten (der Tochter seines Veters Hermann) in seinem Gewissen bedrängt gefühlt und sei, um seine Sünden abzubüßen, als Pilger nach dem heiligen Lande gezogen, die Not seines Volkes habe ihn jedoch zur Rückkehr veranlaßt.

Die wunderbare Mär fand fast überall Glauben, zumal der Erzbischof Otto von Magdeburg, auf dessen Schlosse Wolmirstedt der fremde Pilger zuerst erschienen war, ihn für den echten Waldemar erklärt hatte.

An der Spitze eines Heeres, das seine Verwandten und der Erzbischof von Magdeburg aufgebracht hatten, erschien der angebliche Markgraf Waldemar endlich selbst in der Mark Brandenburg, und die meisten Städte öffnieten ihm willig die Thore. In kurzer Zeit hatte er die Altmark, Prignitz, Mittel- und Uckermark eingenommen, auch Berlin und Spandau; es fehlten nur noch das Land Lebus und die Neumark.

Unterdessen war der Markgraf Ludwig immer noch in Süd-  
deutschland. Die Nachrichten aus der Mark beunruhigten ihn anfangs  
wenig; er hielt das Ganze von vornherein für einen Betrug, dessen  
Plumpheit allen verständigen Menschen in die Augen fallen müsse.  
Als er endlich in der Heimat erschien, fand er auch das Land Lebus,  
wo sich der Bischof Stephan II. für Waldemar erklärt hatte, vom  
Feinde besetzt. Nur Frankfurt und Müucheberg hielten sich tapfer.  
Da Ludwig durch Hilfstruppen unterstützt wurde, gelang es ihm, die  
Feinde bei Frankfurt zu zerstreuen; er fand in den Mauern  
dieser ihm treu gebliebenen Stadt willige Aufnahme, froh darüber,  
ein festes Bollwerk in seine Hände bekommen zu haben.

Waldemar lagerte mit seinen Truppen zwischen Liezen und  
Tempelberg. Das Hauptquartier war in Heinersdorf,  
hier befand sich auch Karl IV., umgeben von einem glänzenden Kreise  
von Rittern und Fürsten.

Somit war das Land Lebus jetzt der Punkt geworden, auf den  
die Augen von Deutschland, ja von Europa gerichtet waren. Man  
konnte großer Dinge gewärtig sein.

Zunächst handelte es sich um die staatsrechtliche Anerkennung  
des Markgrafen Waldemar. Der Kaiser setzte eine Kommission zur  
Prüfung seiner Echtheit ein, welche aus Personen bestand, „deren  
etliche Waldemar wohl gekannt hatten, ehe er vom Lande schiffte“. Diese  
Kommission bezeugte nach längerer Prüfung, daß über die  
Echtheit Waldemar's kein Zweifel sei.

Am 2. Oktober 1348 wurde nunmehr auf dem Felde bei  
Heinersdorf die öffentliche Belehnung Waldemar's  
feierlich vollzogen. In dem Lager herrschte ein bewegtes Leben.  
Vor dem Zelte des Kaisers war eine mit Teppichen verzierte Tribüne  
errichtet, von der aus Karl unter Fahnenstücken und Trompetenschall  
verkündete, daß Waldemar in die „Gewalt und Gewähr der Mark  
Brandenburg mit Stimme und Kur wieder eingesetzt sei, wie er sie  
früher besessen habe; er — der römische König — werde den Mark-  
grafen schirmen gegen jedermann.“ — Über diesen Vorgang wurde  
sofort eine Urkunde abgefaßt und mit dem königlichen Insigne ver-  
sehen. \*) Jeder der anwesenden Fürsten erhielt ein Exemplar dieses  
Schriftstückes. In einem besonderen Aufschreiben an die Bischöfe,  
Äbte, Äbtissinnen, Fürsten, Fürstinnen, Grafen, Freien, Dienstmannen,  
Ritter, Knechte, Bürger und Bauern der Mark Brandenburg machte  
der Kaiser bekannt, daß er „seinem lieben Schwager, ihrem Erbherrn,  
sein Fürstentum mit Land und Leuten wieder verliehen habe“.

Um Karl IV. für die aufgewandten Kriegskosten zu entschädigen,  
trat Waldemar an ihn am 2. Oktober in einem Vertrage die Lausitz  
ab. \*\*) Es war also dem böhmischen Könige auch hierbei gelungen,  
seine Ländergier unter schlauer Benutzung der Umstände zu befriedigen.

\*) Urkunde bei Jobst-Beckmann, Seite 105.

\*\*) Urkunde bei Klöden III, 235.

Alle diese Vorgänge im Lebuser Lande waren für die Mark Brandenburg von höchster Bedeutung. Das Schicksal des Landes schien nun entschieden zu sein. Waldemar war jetzt für alle, welche Karl als rechtmäßiges Reichsoberhaupt anerkannten, Herr der Mark, und Ludwig war nichts, als ein Herzog von Bayern, der den Besitz des Landes ohne Recht beanspruchte.

Am 7. Oktober brach Karl das Lager bei Heinersdorf ab und zog nach Frankfurt, um die Stadt einzunehmen. Das kaiserliche Zelt soll an der Stelle des späteren Kartausklosters gestanden haben.

Einer längeren Belagerung würde die allerdings wohlbefestigte Stadt kaum haben widerstehen können. Doch Karl wurde durch die in seinem Heere ausgebrochene Pest gezwungen, die Belagerung plötzlich aufzuheben. Er zog nach Fürstenberg, um von dort aus den Rückmarsch nach Böhmen anzutreten.

Damit war der Markgraf Ludwig von der ihm drohenden Gefahr befreit. Auf dem Rathause zu Frankfurt sprach er am 15. Oktober seinen Dank gegen die getreuen Bürger aus und erklärte die Stadt zur Belohnung frei von aller Orbede. \*) Ende Oktober verließ er Frankfurt, besetzte Müchberg, nahm Fürstenwalde ein und war bald wieder Herr in der Neumark und im Lande Lebus.

Anfangs des Jahres 1349 trat ein bedeutamer Umschwung in den politischen Verhältnissen Deutschlands ein, indem der Graf Günther von Schwarzburg zum Kaiser gewählt wurde. Karl IV. beschloß jetzt, sich mit dem bayer'schen Fürstenhause auszusöhnen, denn ein fernerer Schutz Waldemar's lag nicht in seinem Interesse.

Eine von Karl angeordnete nochmalige Prüfung der Ansprüche Waldemar's ergab dessen Unechtheit, worauf der Kaiser selbst am 16. Februar 1350 in Baugen mit großem Gepränge die Wiederbelehnung Ludwig's des Älteren und seiner Brüder mit den Marken zu Brandenburg vollzog. Von Prag aus setzte sodann Karl am 29. März die Waldemar'schen Städte von dem in Baugen gefaßten Beschlusse in Kenntniß. In dem Schreiben wird ausdrücklich gesagt, daß Waldemar „Konrad's seliger Sohn, dessen man sich lange tot versehen,“ nicht sei, sondern daß man den Kaiser betrogen habe.

Waldemar wurde aufgefordert, sich am 6. April in Nürnberg einem Fürstengericht zu stellen. Karl IV. war an diesem Tage selbst in Nürnberg anwesend, auch ein Bevollmächtigter des Markgrafen Ludwig, Waldemar dagegen und die askanischen Fürsten fehlten. Die Verhandlungen entschieden zu Ungunsten Waldemar's. Trotzdem entließ dieser erst im Jahre 1355 die brandenburgischen Städte aus der ihm geleisteten Eidespflicht und wies sie „an den durchlauchtigen Fürsten Ludwig den Römer, Markgrafen zu Brandenburg, und seinen Bruder Otto.“ Es war dies die letzte Regierungshandlung Waldemar's. Er trat nun mit Beibehaltung seiner fürstlichen Würde vom Schauplatze der Begebenheiten ab und lebte bis zu seinem im Jahre 1357

\*) Die Orbede war eine stehende Abgabe an die Fürsten.

erfolgenden Tode am anhaltinischen Hofe zu Dessau. Auch die askanischen Fürsten hatten die Rechte des bayer'schen Hauses auf die Mark Brandenburg anerkannt.

Die Frage, ob Waldemar der „rechte“ oder der „falsche“ gewesen sei, ist oft erwogen worden, und die Meinungen haben sehr gewechselt. Der falsche Waldemar soll ein Müllergeselle (Jakob Rehbock), nach anderen ein Mönch, Handwerksmann oder Bauer gewesen sein und im Dienste des alten Markgrafen gestanden haben, wodurch es ihm möglich wurde, die Lebensgewohnheiten seines Herrn kennen zu lernen. Auch soll er mit diesem große Ähnlichkeit gehabt haben, sodaß es dem böhmischen Könige leicht war, ihn zu einem Gaukelspieler zu gebrauchen, durch welches dem Markgrafen Ludwig das Land Brandenburg entrissen werden sollte.

Diesen Behauptungen gegenüber hat es nicht an Untersuchungen gefehlt, welche die Echtheit Waldemar's beweisen wollten. Dies ist jedoch bis heute nicht gelungen.

Mag man nun auch über die Persönlichkeit Waldemar's noch nicht im Klaren sein, jedenfalls charakterisiert sein rätselhaftes Auftreten in der Mark die Zerrissenheit der staatlichen Verhältnisse in der Mitte des 14. Jahrhunderts.

## VI. Die Fehde des Ritters Nickel von Minkwitz.\*)

Zu derselben Zeit, als Michael Kohlhaase in Sachsen und Brandenburg sein Wesen trieb, wurde der Bischof Georg v. Blumenthal mit dem Ritter Nickel (Nikolaus) von Minkwitz auf Sonnentalde in eine Fehde verwickelt, welche in den weitesten Kreisen das größte Aufsehen erregte und viel Unheil im Gefolge hatte.

Der Ritter Nickel von Minkwitz war zu jener Zeit das Haupt eines wohlbegüterten Adelsgeschlechtes, welchem die Herrschaft Sonnentalde mit Stadt und Burg in der Niederlausitz und die Stadt und Burg Trebsen bei Grimma im Leipziger Kreise gehörten.

Nickel war ein offener, aber unruhiger Kopf, der die Fehdelust seiner Zeit benutzte, um als Parteigänger, Unterhändler und Kriegsoberst bei allen damaligen Händeln und Wirren die Hand im Spiele zu haben. Sein abenteuerlicher Sinn hatte ihn in die verschiedensten Fährlichkeiten gestürzt und mit den einflussreichsten Persönlichkeiten in Verbindung gebracht. Er genoß eines gewissen Rufes und war selbst an den Höfen von Warschau, Paris und Kopenhagen, bei dem Kurfürsten von Sachsen und bei anderen Reichsfürsten eine vielumworbene Persönlichkeit. Dies hatte er seiner Geschicklichkeit zu verdanken, große Söldnerheere anzuwerben und seinen Parteilgenossen zuzuführen. So hatte er den Ritter Franz v. Sickingen unterstützt, und auch in den Kämpfen zwischen der Pforte und

\*) Philippi, Die Fehde des Ritters Nickel von Minkwitz im Jahre 1528. Frankfurt a. D. 1865. — Der Neue Pitaval. IX. 1874. — Wohlbrück II, 272 ff. — Goltz, Chronik von Fürstenwalde. 1837.

Österreich, sowie in den Wirren zwischen den beiden ungarischen Gegenkönigen Ferdinand I. und Johann von Zapolya spielte Nickel eine Rolle.

Er hatte schon ein bewegtes und merkwürdiges Leben hinter sich, als er im Lande Lebus einen Streich ausführte, der ihm verhängnisvoller werden sollte, als alle seine früheren Unternehmungen.

Mißmutig darüber, daß seine Pläne auf Ungarn gescheitert waren, saß er auf seinem Schlosse Sonnwalde, als er in der Mitte des Jahres 1528 eine Nachricht erhielt, die sofort sein Interesse auf das lebhafteste in Anspruch nahm. Die ihm gemeldete Begebenheit schien ihm sicher Gelegenheit zu bieten, seinen Thätigkeitsdrang zu befriedigen.

Einer der Vasallen des Lebuser Bischofs, Heinrich Queiß zu Blossin bei Storkow, ein fast achtzigjähriger Greis, war mit Beginn des Jahres 1528 mit seinem Schäfer in Unfrieden geraten, und dieser hatte sich dazu hinreißen lassen, sich an der Familie seines Dienstherrn thätlich zu vergreifen, worauf er entlief, aber mit einem Haufen Bauern einen Einfall in Blossin wagte und seines Herrn Schafe wegtrieb. Queiß verklagte nun den Schäfer bei dem Bischof von Lebus, der sofort seinem Amtshauptmann von Storkow den Befehl erteilte, dem Kläger zu seinem Rechte zu verhelfen. Dieser Befehl wurde von dem Hauptmann aus unbekanntem Gründen nicht ausgeführt, Queiß aber wurde dadurch so gereizt, daß er sich an den Ritter von Minkwitz mit der Bitte wandte, ihn an dem die nachgesuchte Hilfe nicht gewährenden Bischofe zu rächen. Willig ging Minkwitz auf diesen Vorschlag ein, rüstete sogleich seine Reiter, verband sich mit seinem Nachbar Otto von Schlieben und brach mit 60 Mann auf, um den Bischof in Fürstenwalde gefangen zu nehmen. Auf dem Wege stießen aus fast allen Dörfern noch Bauern dazu, und ehe das Ziel erreicht war, hatte sich der Haufe bis auf 400 Pferde vergrößert.

Mit dieser Streitmacht traf Minkwitz in der Nacht des 8. Juli vor Fürstenwalde ein. Vor dem Thore hielt ein von Leipzig kommender langer Wagenzug, der die Stadt passieren wollte. Minkwitz sandte einen pffifigen Reiter mit Namen Hermann Schnipperling voran, der sich nach dem mit den Fuhrleuten getroffenen Übereinkommen als den Herrn der Waren ausgab und mit dem Thorwächter ein Gespräch anknüpfte. Schnipperling bat den Mann, ihm einen Riemen am Sattel in Ordnung zu bringen, und als sich der Wächter arglos näherte, ergriff ihn Schnipperling und stieß ihn ins Wasser, daß er ertrank. Das Thor war frei, und Schnipperling gab hierauf durch einen Schuß das verabredete Zeichen. Die Reiter drangen nun in die Stadt ein und umstellten das Schloß, um den Bischof aufzuheben, aber dieser war gewarnt worden und hatte Zeit gefunden, in einer Verkleidung zu entkommen.

Minkwitz ließ nun das Schloß, die Domkirche, das Rathaus und auch die Wohnungen der Domherren und der Bürger plündern und alles rauben, was einigermaßen wertvoll war: kirchliche Gefäße,

geistliche Ornate, Kirchenzieraten u. s. w., selbst die Archive wurden teilweise vernichtet. Reich mit Beute beladen, zog Minkwitz nebst seinen Spießgesellen nach Sonnewalde, wo man den Raub teilte.

Die Kunde von der Minkwitz'schen Frevelthat drang auch bis zu Luther nach Wittenberg, der an einen Freund schrieb: „Es giebt nichts anderes neues, als daß Nickel von Minkwitz mit zusammengeworbenen Leuten Fürstenwalde beraubt hat, aus welcher Ursache aber, das weiß ich nicht. Mir mißfällt das Unternehmen sehr, wenn es auch ohne Brand und Todschlag ausgeführt worden ist. Der Bischof soll jedoch allen in der Mark verhaftet sein, nur nicht dem ältesten Markgrafen.“

Der geflüchtete Bischof war geradeswegs nach Grimnitz geeilt, wo sich der Kurfürst Joachim damals aufhielt. Dieser ließ sofort einen Trupp Reiter aufsitzen, die den Aufenthalt des Minkwitz erkunden sollten. Die Soldaten aber fielen sämtlich bei Dobrilugk den Minkwitz'schen Leuten in die Hände. Nun brachte der Kurfürst einen bedeutenden Heerhaufen zusammen, um das Schloß Sonnewalde einzunehmen. Auch Minkwitz rüstete sich zu einem Verzweiflungskampfe.

Mit Besorgnis verfolgte Luther die Entwicklung der Dinge und schrieb am 20. Juli 1528 an Nikolaus Amsdorf: „Die Schandthat des Minkwitz mißfällt mir auf das höchste und zwar nicht bloß, weil gegen die politische Gerechtigkeit gefehlt ist, sondern auch, weil die neue Lehre vom Evangelium darunter leidet, denn auch wir werden für Mitschuldige an diesem Skandal gehalten. Die Sache scheint sich nicht minder gefährlich für den Minkwitz, als für den Kurfürsten zu entwickeln, denn es steht von auswärts her ein Angriff auf die Mark zu befürchten, während der Kurfürst das nicht einnehmbare Schloß zu Sonnewalde belagern wird.“

In der That hatte Minkwitz den Entschluß gefaßt, in die Mark Brandenburg einzufallen, wenn der Kurfürst zur Belagerung von Sonnewalde schreiten sollte. Viele glaubten, daß der Kurfürst in größerer Gefahr sei, als Minkwitz, und auch Joachim scheint diese Ansicht geteilt zu haben. Ehe es zum Ausbruch der Feindseligkeiten kam, wurde Minkwitz beim Reichskammergericht in Speier als Landfriedensbrecher angeklagt und mußte sein Kriegsvolk entlassen. Auch der Kurfürst ließ sein Heer auseinandergehen, obgleich ihm dessen Ausrüstung 50000 Gulden gekostet hatte. Luther schrieb an Spalatin: „Der Minkwitz'sche Krieg hat sich aufgelöst, Gott sei die Ehre! Minkwitz hat seine Soldaten entlassen bis auf wenige, welche die Sonnewalder Bürger quälen.“

Minkwitz stellte sich bei dem Reichskammergericht nicht und wurde in die Reichsacht erklärt. Er floh nach Norddeutschland und irrte planlos umher, da ihn niemand aufnahm. Allen Fürsten war der Befehl zugegangen, ihn handfest zu machen, was endlich dem Herzog Georg von Sachsen gelang, der den Gefangenen auf das Schloß Sonnenstein bei Pirna bringen ließ, ihm aber gegen Bürgschaft gestattete, sich nach Sonnewalde zu begeben, um dort den Ausgang des Prozesses abzuwarten.

Doch Minkwitz konnte ein ruhiges Leben nicht ertragen, verließ vielmehr die Heimat und trieb sich in Holstein, Niedersachsen, Pommern und Mecklenburg als Raubritter umher. Darüber waren Jahre vergangen; schließlich kam 1533 ein gütlicher Ausgleich zustande. Minkwitz erklärte sich bereit, demütig Abbitte zu leisten und erschien am 11. August 1534 am kurfürstlichen Hofe in Berlin, wo sich der Bischof Blumenthal, die Stände und eine Anzahl Edelleute versammelt hatten. Minkwitz war in Begleitung seiner Freunde gekommen, bat um Verzeihung, benahm sich aber so gewandt, daß der Kurfürst Gefallen an ihm fand und ihn sogar zur Tafel lud, wo der vielerfahrene Ritter die Gäste durch launige Bemerkungen unterhielt, die damals große Heiterkeit erregten, sich jetzt aber der Wiedergabe entziehen. So war endlich nach sechs Jahren die Fehde beigelegt. Durch dieselbe hatte die Minkwitz'sche Familie große Verluste erlitten und war infolgedessen genötigt, die Güter Sonnwalde und Finsterwalde zu verkaufen.

Der alte Dueiß hatte schon 1528 den Zorn des Bischofs fühlen müssen und war seines Lehngutes Blossin verlustig gegangen, weil er sich an dem Überfall von Fürstenwalde beteiligt hatte.

Minkwitz wurde durch die harten Schicksale keineswegs gebessert, sondern nahm auch später an den verschiedensten Raubzügen teil, bis er endlich verscholl.

## VII. Mittelalterlicher Aberglaube.

Ein helles Streiflicht fällt auf die Zeitanschauungen im 16. Jahrhundert durch eine Begebenheit im Lande Lebus, welche Wolfgang Jobst in seiner „Beschreibung der Stadt Frankfurt a. D.“ (1561) ausführlich schildert.

Eine Magd, Gertrud Maße oder Meße, Tochter eines Fischers zu Lebus, zeigte im Hause ihres Vaters plötzlich Spuren von Geistesstörung und wurde 1536 von einem Bürger in Frankfurt aufgenommen, wo sie sich anfangs erholte, dann aber in ihre alte Krankheit zurückfiel. Sie erhaschte überall Geld, verkaufte dasselbe im Munde und verschluckte es. Jobst erzählt darüber folgendes:

„Sie hat allewege Geld erwünscht und flugs damit zu dem Maule gefahren und darein gebissen, es gekäuet, daß es zwischen den Zähnen geknarret und in dem Maule die Münze blecken lassen, daß man's eigentlich gesehen und endlich eingeschlungen, daß sie oftmahl vom Einschlucken sich im Antlitz entfärbet . . . . Zum letzten hat sie auch Stecknadeln erwünscht, welche sie zerkäuet und auch eingefressen, hat sonsten, wenn man sie etwas gefragt, seltsame und wunderliche Reden getrieben.“

Statt einen Arzt zu Räte zu ziehen, glaubte man allgemein, das Mädchen sei „von dem Feinde der Wahrheit, dem Satan, besessen“ und ließ einen als Beschwörer berühmten katholischen Pfarrer aus Krossen kommen, damit er den Teufel austreibe. Dieser setzte das Mädchen in eine Wanne mit geweihtem Wasser und nahm allerhand Ceremonien vor, jedoch ohne Erfolg. „Denn sie verlachte es alles und trieb das Gespötte daraus.“



Endlich legte sich der in Frankfurt wirkende evangelische Prediger, Andreas Ebertus, ins Mittel, schrieb an seinen hochverehrten Lehrer Luther und bat ihn um Rat. Dieser antwortete ihm am 5. August 1536 durch folgendes Schreiben:

„Gnade und Friede in Christo! Vielen dünket unglaublich, was ihr mir schreibt, lieber Andreas; und da es hier, ehe ihr es mir schriebet, erzählt wurde, meinte ich auch, einen Scherz oder Fabel zu hören. Wenn es sich aber wirklich so verhält, wie ihr es mir meldet, so halte ich es für ein Abenteuer, das Gott zuläßt, um durch den Satan den Fürsten ihre Gestalt zu zeigen, die da rauben und verschlingen, was sie von Geld und Gut erhaschen können und doch keinen Nutzen davon haben. Ist's denn ein solcher Gaukelgeist, der mit seinem Spiel unserer Sicherheit spottet, so muß man für das Mädchen beten, weil sie solches unsertwegen leiden muß. Übrigens muß man diesen Geist wieder verachten und verspotten und ihn weder mit Beschwörungen, noch mit Ernst angreifen, weil der teuflische Stolz das alles verlacht. Laßt uns nur im Gebet für das Mädchen verharren, den Teufel aber verachten: so wird es mit Christi Hilfe wohl aufhören. — Ich bitte dich, weil die Sache der öffentlichen Bekanntheit wert ist, alles recht genau zu erforschen, ob auch kein Betrug dahinter steckt und insonderheit, ob die Münze oder das Geld, welches das Mädchen zusammenrafft und frist, wirkliches im Umlauf befindliches Geld sei. Denn ich bin bisher durch so viel List, Schalkheit, Betrug, Ränke und arge Streiche hintergangen und getäuscht worden, daß ich mit großer Vorsicht zu Werke gehen muß, um nicht allen alles zu glauben und in Rat und That das Rechte zu finden. So groß ist heutzutage des Teufels Gewalt, der Welt Bosheit und der Menschen Dreistigkeit. Darum sieh dich vor und Sorge, daß du nicht betrogen werdest und ich durch dich. Glaube mir, dem gewitzigten Rupertus, wie das Sprichwort sagt. Gehab dich wohl, im Herrn und bete für mich.“ — \*)

Luthers Rat wurde befolgt. Man führte das Mädchen in die Kirche und ließ sie am Gottesdienste teilnehmen. Sie kam wieder zur Vernunft, wurde frisch und gesund und lebte noch viele Jahre als Dienstmagd in Frankfurt.

Welche Wichtigkeit man damals der ganzen Begebenheit beilegte, ergiebt sich daraus, daß Georg Sabinus, Melanchthons Schwiegersohn, der zwei Jahre später (1538) nach Frankfurt als Professor berufen wurde, dieselbe in einem Gedichte verwertete unter dem Titel: „Carmen de puella Francofordiana“. (Lib. IV. Eleg. 4.) —

### VIII. Einführung der Reformation.

Nach dem Tode Joachims I. (1535) erhielt sein älterer Sohn, Joachim II., die Kurwürde, der jüngere, Johann, aber wurde Markgraf der Neumark, sowie Herr der Lande Sternberg, Krossen und Kottbus. Er wählte Küstrin zu seiner Residenz und war ein

\*) Siehe Spieker, Geschichte der Marienkirche zu Frankfurt a. D. S. 145 und 146.

Fürst voll Frömmigkeit, Kraft und Selbstbewußtsein, schnell zur That geneigt und fest in seinem Willen. Bald nach dem Abscheiden seines Vaters begab er sich in das nahe bei Wittenberg gelegene Lichtenberg zu seiner bereits zum evangelischen Glauben übergetretenen Mutter und besprach sich mit Luther über die in seinen Landesteilen vorzunehmende Umgestaltung der Kirche. Schon damals genoß er den Ruf einer streng evangelischen Gesinnung. Diesen Ruf hat er auch später in schwierigen Lebenslagen bewährt.

Während Joachim II. erst am 1. November 1539 zur lutherischen Lehre übertrat, empfing der Markgraf Johann schon 1538 das heil. Abendmahl in beiderlei Gestalt. Sogleich ging er mit Ernst daran, den Gottesdienst in seinem Lande nach evangelischer Weise zu ordnen. Mit seiner Hofkirche in Küstrin, wo der Hofprediger Heinrich Frame wirkte, machte er den Anfang. In den übrigen Landesteilen stellten sich ihm jedoch große Schwierigkeiten entgegen, denn das Land Küstrin gehörte nicht zur eigentlichen Neumark, sondern war mit dem Lande Lebus und besonders mit dem Lebuser Stiftsprengel verbunden. Was Wunder, daß da der Bischof Georg von Blumenthal (1523—1550), der ein Freund und Rat Joachims I. gewesen war, dem Markgrafen überall hindernd in den Weg trat. Doch Johann war nicht der Mann dazu, sich durch Widerspruch von der Verfolgung seiner Ziele abhalten zu lassen. Er verfuhr bei der Einführung der Reformation viel energischer, als sein zur Milde neigender Bruder Joachim.

Als Johann durch den Superintendenten Wenceslaus Kellmann eine Kirchen-Visitation in seinem Lande abhalten ließ, von der auch die in seinen Gebieten liegenden Lebusischen Stiftsgüter nicht ausgeschlossen blieben, brachte er in Erfahrung, daß sich in Göriz ein wunderthätiges Marienbild befunde und daß das Volk sogar von Polen her noch Wallfahrten dahin unternehme. Der Markgraf ließ den Bischof Georg nach Küstrin kommen und forderte ihn auf, das Bild in aller Stille zu entfernen. Doch der Bischof erwiderte gelassen, er habe das Bild nicht in die Kapelle gebracht, folglich dürfe er es nicht herausnehmen. Später erklärte sich der Bischof bereit, den Wunsch des Markgrafen zu erfüllen. Ehe jedoch die Wegnahme erfolgt war, ereilte den Bischof der Tod.

Bald nach Erwählung des neuen Bischofs Johann Horneburg (1551—1555) befahl der Markgraf seinem Landeshauptmann in Drossen, dem Wunderwerke in Göriz nunmehr ein Ende zu machen. Dieser brach in der Nacht des 14. Juni 1551 mit einer Anzahl Drossener Bürger auf, um den Befehl des Landesfürsten auszuführen. Gegen den Willen des Hauptmanns kam es hierbei zu Gewaltthatigkeiten, denn die Bürger schlugen nicht nur das Marienbild in Stücke, sondern rissen die Decken von den Altären, zerstörten die Kirchenstühle, Schnitzereien, Fahnen u. dergl. und konnten nur mit Mühe davon abgehalten werden, sich an den Kirchengefäßen zu vergreifen. Zwar wurden die Leute auf Befehl des Markgrafen mit Gefängnis bestraft, aber der Bischof geriet in eine verbitterte Stimmung

und weigerte sich entschieden, die neue Kirchenordnung anzuerkennen. Dies hinderte indes den Markgrafen Hans nicht, auch die übrigen Wunderkapellen, die sich noch in Quartschen, Zehden, Sonnenburg, Soldin, Arnswalde und Bärwalde befanden, zu beseitigen. Auch ließ er die heil. Grabeskirche bei Königsberg abreißen und von den Steinen die Stadtschule erweitern.

Der Bischof Georg von Blumenthal zeigte sich auch dem Kurfürsten Joachim gegenüber als ein heftiger Gegner der lutherischen Lehre und eiferte namentlich gegen die neue Kirchenordnung, welche 1540 erschien. Er vertrieb die Anhänger Luthers aus seiner Diöcese und verlor infolgedessen auf Befehl des Kurfürsten sowohl das Recht der Ordination der Geistlichen, als auch die Gerichtsbarkeit in seinem Sprengel. Joachim, der bei der kirchlichen Veränderung behutsam und schonend verfuhr, bot zwar die Hand zur Versöhnung, doch der Bischof verharrete bei seiner Meinung.

Er war der Schrecken der Lutheraner im Lande Brandenburg, und als Joachim auch bei den evangelischen Geistlichen über mancherlei Fragen auf Widerstand stieß, drohte er ihnen als höchste Strafe an, er werde sie „dem Papste oder dem Bischoffe zu Lebus bevelen.“ Da antworteten die erschrockenen Geistlichen: „O gnädiger Herr! behüt uns Gott für den Pabst und den Bischoff von Lebus, es ist ein Teuffel wie der ander, bitten nur um 14 Tage Dilation oder Frist, uns zu bedenken.“ \*)

Trotz alledem behandelte der Kurfürst den Bischof sehr rücksichtsvoll, und als 1541 die erste allgemeine Kirchen-Visitation im Lebusischen Kreise vorgenommen wurde, kamen die Visitatoren in alle Kirchen, nur Lebus, Fürstenwalde, Seelow und die Stiftdörfer vermieden sie.

Der Bischof starb am 25. September 1550 zu Lebus und liegt in Fürstenwalde begraben. Er hinterließ für das Bistum eine Schuldenlast von 30 000 Gulden, worüber sich später die Domherrn bei dem Kurfürsten beklagten. Andererseits scheint er es verstanden zu haben, sich durch strenge Handhabung der Kirchenzucht große Summen zu verschaffen, denn Luther sagt: Es hätten die päpstlichen Bischöfe (seiner Zeit) sich nur darauf gelegt, daß sie möchten Geld und Schätze zusammenbringen, und darin wäre sonderlich der Bischof von Lebus ein Meister. \*\*)

Allmählich verlor sich der Widerstand gegen die neue Lehre, namentlich dann, als im Jahre 1598 das Bistum Lebus aufgehoben wurde.

### IX. Freiherr Georg von Derfflinger. \*\*\*)

Der „alte Derfflinger“ erwarb im Kreise Lebus das Gut Gusow und andere Besitzungen und wurde dadurch brandenburgischer Unterthan. Es soll deshalb an dieser Stelle über seinen Lebensgang einiges mitgeteilt werden.

\*) Wohlbrück II, Seite 300.

\*\*) Kortum, I. 10.

\*\*\*) R. S. Barnhagen von Ense, Preussische biographische Denkmale. Berlin 1825. — Konstantin Mehnert, Rathenow und Zehrbellin. („Bär“ 1875.) — Ernst Graf zur Lippe-Weissenfeld, Derfflinger. Berlin. 1880. — Th. Fontane, Schloß Gusow in „Vor dem Sturm.“ — Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg (Land Lebus.)

Über Derfflingers Jugend ist wenig bekannt. Wir wissen nur, daß er „als sehr geringer Leute Kind“ am 10. März 1606 zu Neuhofen, einem bei Linz im Erzherzogtum Österreich gelegenen Dorfe, geboren wurde. Seine Eltern, schlichte Bauersleute, gehörten dem evangelischen Bekenntnis an und flüchteten, um der Gewalt und Unterdrückung der Katholiken zu entgehen, wenige Jahre nach der Geburt des Sohnes nach Böhmen, wo den Protestanten 1609 durch den „Majestätsbrief“ vom Kaiser Rudolf freie Religionsübung zugestanden worden war. Erziehung und Unterricht scheint der junge Derfflinger nur in sehr geringem Grade empfangen zu haben. Er selbst war in späteren Jahren über seine frühesten Jugend sehr schweigsam. Deshalb bildete sich schon bei seinen Lebzeiten die Sage, welche lange Zeit als Wahrheit galt, daß er als Schneidergeselle in seinem 16. Jahre aus der Lehre entlaufen sei und nach Berlin habe wandern wollen. In Tangermünde soll ihm das Fährgeld zum Übersetzen über die Elbe gefehlt haben, und die Schiffer wiesen ihn zurück. Ratlos stand er am Ufer und sah, wie andere junge Leute ohne Geld über den Strom gesetzt wurden. „Das seien Kriegsleute“, hieß es auf seine Frage, „die können überall frei durch.“ Da habe er kurz entschlossen sein Bündel in den Strom geworfen und sei ein Reitermann geworden, um bei den Soldaten sein Glück zu versuchen.\*)

Wenn diese Erzählung wahr wäre, so könnte sie sich doch schwerlich in Tangermünde zugetragen haben, der Ort der Handlung müßte vielmehr in Böhmen gesucht werden. Hier finden wir den 14-jährigen Derfflinger (damals kurzweg „Görg“ genannt, später der „lange Görg“) 1620 in der für die Protestanten unglücklichen Schlacht am weißen Berge im Gefolge des Grafen von Thurn. Mit diesem ging Derfflinger nach der Niederwerfung der Protestanten in Böhmen zu dem evangelischen Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen und dann zu dem Schwedenkönig Gustav Adolf. Schon im Alter von 29 Jahren war er Oberstlieutenant in einem schwedischen Reiterregiment und rückte bald zum Oberst auf. Am 2. November 1642 focht er mit in der Schlacht bei Breitenfeld und wurde noch in diesem Jahre zum Generalmajor ernannt.

Derfflinger blieb in schwedischen Diensten bis zum westfälischen Frieden (1648). Noch vor Beendigung des Krieges begab er sich mit einem Kriegsgefährten, Joachim von Schaplow, der den schwedischen Dienst quittiert hatte, auf Urlaub nach der Mark Brandenburg, wo er sich am 26. Januar 1646 mit Margarete von Schaplow vermählte. Die Trauung fand in der Nikolaiirche zu Berlin statt. Das Taufregister dieser Kirche meldet am 13. August 1647 die Geburt einer Derfflinger'schen Tochter, Beata Luise.

Da der einzige Bruder seiner Frau von einem Rnechte 1648 erschlagen wurde und die übrigen verschuldeten Verwandten die Schaplow'schen Familiengüter Gusow und Plattow bei Seelow

\*) Vergl. das Gedicht von Fr. v. Sallet: „Der Derfflinger war ein Schneidergesell zc.“

nicht zu behaupten vermochten, sodaß dieselben öffentlich feilgeboten werden mußten, so kaufte sie Derfflinger von seinem „durch die Waffen erworbenen Gelde.“ Sie sind also nicht durch Frauenerbe auf ihn übergegangen, wie häufig irrtümlich behauptet worden ist. Er zahlte dafür 12800 Thaler und trat auch den Besitz der übrigen Schaplow'schen Lehngüter Wulkow, Hermisdorf und Alessin an. Von dem Kurfürsten Friedrich III. bekam er später (1691) das freie Verfügungsrecht über alle diese Besitzungen für seine männlichen und weiblichen Nachkommen zugesprochen.

Derfflinger wohnte abwechselnd in Guszow und Berlin und fand bald Gelegenheit, seine militärischen Erfahrungen zu verwerten. Im Jahre 1655 trat er bei Beginn des schwedisch-polnischen Krieges mit dem Range eines Generalwachtmeisters in die Dienste des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, zeichnete sich in der Schlacht bei Warschau (18.—20. Juli 1656) aus und avancierte schnell zum Generalleutenant (1657) und zum Generalfeldzeugmeister (1658). Gleichzeitig wurde ihm die Würde eines Geheimen Kriegsrates verliehen, und außerdem war er Chef von drei Regimentern.

Die nun folgenden Friedensjahre verlebte Derfflinger ausschließlich in Guszow, seinem Lieblingsaufenthalte. Ein Teil des Guszower Schlosses, das Corps de Logis, soll noch von ihm selbst herrühren. Namentlich widmete er sich der Gartenpflege und legte in Guszow den schönen Park an, der noch heute von allen Besuchern bewundert wird. Seltene Pflanzen, Cypressen und Magnolien, wurden beschafft, und ab und zu sandte selbst der Kurfürst Sämereien. Ein Cedernhain des alten Parkes, „Neulibanon“ genannt, ist bis heute erhalten geblieben.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin verheiratete sich Derfflinger mit einem Fräulein Barbara Rosina v. Beeren und baute für sich selbst und seine Erben eine Familiengruft in Guszow, indem er dabei die unaussehliche Dorfkirche durch einen Umbau erneuerte. Nachdem er schon im Jahre 1670 zum Feldmarschall ernannt worden war, erfolgte 1674 unter Verleihung der Reichsfreiherrnwürde auf Antrag des Kurfürsten vom Kaiser Leopold seine Erhebung in den erblichen Adelsstand.

Noch in demselben Jahre zog er an der Spitze der brandenburgischen Truppen gegen Türenne an den Rhein in's Feld. Doch während die Brandenburger am Rhein standen, fielen infolge französischer Zettelungen die Schweden 1675 in die Mark Brandenburg ein und hausten hier in furchtbarster Weise. In Geschwindmärschen eilte der Kurfürst seinem Lande zu Hilfe, und schon am 15. Juni bemächtigte sich Derfflinger der Stadt Rathenow und nahm den schwedischen Obersten Wangelien samt der Mehrzahl seiner Offiziere und Soldaten gefangen. Drei Tage später, am 18. Juni, war es wieder Derfflinger, der bei Fehrbellin mit der Reiterei den Ausschlag gab. Er war, frisch wie ein Jüngling, einer der ersten im Kampfe. „Sehe ich Euch wieder?“ rief ihm der Kurfürst nach, als er an der Spitze einiger Schwadronen davonbrauste. „Lebendig oder tot, Kurfürstliche Durchlaucht!“ antwortete der Alte. Nachdrücklich drang er nach dem

Siege auf Verfolgung des Feindes, und als ihm bemerkt wurde, man müsse dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen, da soll er derb erwidert haben: „Ei wat, mit de Eier in de Pann, eh Rücken darut kam'n.“ Nächst dem Kurfürsten wurde ihm mit Recht der größte Anteil an dem Ruhm des Tages beigelegt.

Im Jahre 1677 belagerten und eroberten die brandenburgischen Truppen unter Derfflingers Kommando die Festung Stettin, und er wurde zum Obergouverneur der pommerschen Festungen ernannt. Von 1678—1679 machte er bei grimmigster Kälte den anstrengenden Winterfeldzug mit und kehrte nach dem unseligen Frieden von St. Germain in sein stilles GUSOW zurück, sich ganz der Bewirtschaftung seiner Güter widmend.

Den großen Kurfürsten, seinem ihm stets gnädig gesinnten Herrn, welcher am 29. April 1688 starb, überlebte der alte Feldmarschall noch mehrere Jahre. Er starb am 4. Februar 1695 im 89. Lebensjahre und wurde in aller Stille, wie er es gewünscht hatte, in dem GUSOWER Erbbegräbnis beigelegt. In der Leichenrede durfte nach seiner Bestimmung seines irdischen Ruhmes nicht gedacht werden. Der Geistliche sollte nur erwähnen, „Gott habe den Entschlafenen innerhalb des Kriegsdienstes von der niedersten bis zur höchsten Stufe gelangen lassen.“

Derfflinger war ein Charakter ohne alle List und Falschheit, einfach, schlicht und zuverlässig. Seine Leutseligkeit und Derbheit, verbunden mit ungetrübter Fröhlichkeit des Gemütes, machten ihn bei den Soldaten ungemein beliebt. Gelehrsamkeit und Studium blieben ihm fremd; er war kein Held der Feder, sondern ein Mann des Schwertes, den Geistesgegenwart, scharfer Blick, Unternehmungslust und Kühnheit auszeichneten.

Seinen Kindern hinterließ der Feldmarschall, der allezeit ein guter Rechner war, ein bedeutendes Vermögen, bestehend in Barsummen und sechs Gütern (zu den oben genannten erwarb er später noch die Güter Schildberg in der Neumark und Quitemen in Preußen, auch besaß er ein Haus in Berlin am Kölnischen Fischmarke).

Die Tochter des Feldmarschalls aus erster Ehe, Beata Luise, heirathete 1674 den Generallieutenant und Kommandanten von Küstrin, Kurt v. d. Marwitz; die jüngeren Töchter aus zweiter Ehe, Luise, Emilie und Charlotte, wurden die Gattinnen des Generalleutenants Joachim von Dewitz, des Obersten Hans Otto v. d. Marwitz und des Generalmajors von Zieten. Von den beiden Söhnen aus zweiter Ehe fiel der jüngere, Karl, 1686 im Türkenkriege vor Ofen; der ältere, Friedrich, stand erst im Dienste der Republik Venedig, wurde später im brandenburgischen Heere eingestellt, wo er bis zum Generallieutenant aufrückte und starb 1724 in GUSOW ohne Kinder. Mit ihm erlosch der Name Derfflingers im Mannesstamme. Eine Urenkelin des Feldmarschalls, Stephanie Charlotte v. Dewitz, ist die Urgroßmutter des Fürsten Bismarck geworden. \*)

\*) Stammtafel im „Bär“, Jahrgang 1885.

Die Güter Gusow und Platow kamen 1724 für 130 000 Thaler in den Besitz eines v. d. Marwitz, später durch Erbschaft in den des Ministers Podewils; seit 1804 befinden sie sich in der gräflich Schönburg'schen Verwandtschaft.

Kindliche Liebe hat dem Feldmarschall ein Monument errichtet, das noch heut die Kirche in Gusow ziert. Über einem Steinsarkophage wurde die Büste des Verstorbenen aufgestellt, umgeben von Reiterstandarten und mit der Inschrift: „Agere fuit pati fortiora“. Lange Zeit hindurch war der Besuch der Derfflingergruft gestattet; es trat aber dabei arge Pietätlosigkeit zutage, denn man vergriff sich sogar an der Kleidung des Toten, sodaß dieser schließlich, der Grabgewänder völlig beraubt, wie ein „nackt Ausgeplünderter“ in seinem Sarge lag, nur noch angethan mit dem Brustharnisch und den langen Reiterstiefeln. Später wurde dem Unfug ein Ende gemacht, und jetzt ruhen die sterblichen Überreste des Feldmarschalls in der verschlossenen Gruft, die niemand betreten darf.

### X. Generallieutenant Joachim Ernst von Goerzke. \*)

Einer der nächsten Nachbarn des Feldmarschalls von Derfflinger war dessen alter Kriegskamerad Joachim Ernst von Goerzke auf Friedersdorf. Derselbe wurde am 11. April 1611 zu Vollerßdorf bei Buckow geboren, trat mit 16 Jahren als Page in die Dienste der Königin Marie Eleonora von Schweden und gehörte mit 21 Jahren zum persönlichen Gefolge Gustav Adolf's, den er in den 30jährigen Krieg begleitete. In der Schlacht bei Lützen (16. November 1632) wurde Goerzke am linken Fuße schwer verwundet, blieb aber trotz der Verkürzung seines Beines im schwedischen Heere und war bei Beendigung des Krieges Oberst eines Regiments zu Fuß. Einige Jahre nach dem Friedensschlusse (1652) kaufte er Friedersdorf bei Seelow und war nun der Nachbar seines Freundes Derfflinger geworden.

In der Folgezeit nahm Goerzke im Dienst des Kurfürsten Friedrich Wilhelm teil an dem schwedisch-polnischen Kriege (1655—1660) und an den Feldzügen am Rhein (1672—1674), ebenso an den Kämpfen gegen die Schweden und an dem Winterfeldzuge (1675—1679). Er war inzwischen zum General ernannt worden. Nach dem Friedensschlusse lebte er meist auf seinem Gute Friedersdorf, das er bis zu seinem Tode besaß. Für diesen Ort hat Goerzke viel gethan.

Als er das Gut kaufte, war das ganze Dorf beinahe wüste. Die Kirche war im 30jährigen Kriege zerstört worden, der Turm eingefallen, die beiden Rittersitze ebenfalls zerstört und unbewohnbar. Auf zwölf Kossätenhöfen standen nur noch vier Häuser. Im ganzen Dorfe waren nur fünf Bauern vorhanden, die an ihren verfallenen Scheunen bauten. Goerzke ließ das Dorf fast ganz neu aufbauen, aber erst allmählich bevölkerte sich dasselbe wieder. — Der General war einer der reichsten Männer im Lande und starb in Friedersdorf am 26. März 1682.

\*) Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwig's von der Marwitz. 1. Band. — W. Bonnell, Das Jahrhundert des Großen Kurfürsten. Berlin. 1891. — Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg I. II. — Ernst Graf zur Lippe-Weißenfeld, Derfflinger.

## XI. Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kunersdorf in Reitwein.\*)

Die Niederlage bei Kunersdorf (12. August 1759) war unstreitig einer der schwersten Augenblicke in dem ereignisreichen Leben Friedrich's des Großen.

Eigentümlich war der Verlauf der Schlacht. Friedrich hatte in heftigem Andringen ein russisches Regiment nach dem anderen geworfen, und nachmittags 5 Uhr war der Sieg zweifellos auf Seite der Preußen. Schon flogen Eilboten mit der freudigen Nachricht nach Berlin. Da befahl Friedrich einen neuen Angriff; er wollte die Russen völlig vernichten. Vergebens warnten die Generale unter Hinweis auf die Erschöpfung der Truppen. Der König blieb bei seinem Willen, und der Kampf entbrannte bald von neuem, jetzt in der Nähe der sogenannten „Judenberge“, welche die Russen besetzt hielten.

Doch vergeblich war das Vordringen der preußischen Infanterie, in deren Reihen die feindlichen Kanonen furchtbar wüteten. Ebenso wurde die preußische Kavallerie unter Seydlitz' Kommando geworfen, der General selbst verwundet. Jetzt griff auch Laudon, der sich bis dahin unthätig verhalten hatte, in die Schlacht ein und brach mit der österreichischen Reiterei hervor. Die Preußen vermochten nun nicht mehr Stand zu halten und wandten sich zur Flucht. Mit Thränen in den Augen sah dies der König und rief den Soldaten zu: „Kinder, verlaßt heut euern König, euern Vater nicht!“ Seine Anstrengungen blieben erfolglos; die preußischen Heerhaufen stoben in wilder Unordnung auseinander.

Der König hatte sich den größten Gefahren ausgesetzt. Seine Uniform war von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde wurden unter seinem Leibe erschossen. Eine feindliche Kugel hätte seine Brust durchbohrt, wenn sie nicht von einem goldenen Etui, das er in der Tasche trug, abgeprallt wäre. Als der König sah, daß alles verloren war, suchte er den Tod. „Giebt es denn keine verwünschte Kugel für mich?“ rief er aus. Er stieg vom Pferde, stellte sich auf einen Sandhügel und sah mit verschränkten Armen wie betäubt in das Getümmel seiner fliehenden Regimenter. Den Degen hatte er vor sich in die Erde gestoßen, ein Page hielt sein Pferd. Kosaken schwärmten in der Nähe, — nur noch wenige Minuten, und der König mußte von ihnen entdeckt werden.

In diesem verhängnisvollen Momente sprengte der Rittmeister von Brittwik mit etwa 40 Husaren vom Bieten'schen Regiment vorüber. Plötzlich rief ihm der Unteroffizier Belten \*\*) zu: „Herr Rittmeister, dort steht der König!“ Sofort ließ Brittwik die Husaren

\*) Joh. Ludw. Ariele, Beschreibung der Schlacht bei Kunersdorf. Berlin. 1801. — Werner Hahn, Die Schlacht bei Kunersdorf. Berlin. 1852. — Die Schlacht bei Kunersdorf, Beiheft zum Militärischen Wochenblatt. 1860. Redigiert von der historischen Abteilung des Generalstabes. — Th. Fontane, Das Oberland. — Franz Kugler, Geschichte Friedrich d. Gr. Leipzig. 1888.

\*\*) Belten wurde später Offizier, erhielt von dem Nachfolger Friedrich's d. Gr., König Friedrich Wilhelm II., als Rittmeister bei den Bieten'schen Husaren ein Adelspatent und fiel 1793 als Major im Rheinfeldzuge.



fehrt machen, umringte mit ihnen den König und bat ihn flehentlich, doch das Pferd zu besteigen und sich zu retten. Nach einigem Zögern sprach der König: „Nun, Herr, wenn Er meint, vorwärts!“ Es war die höchste Zeit, denn die Kosaken waren schon ganz nahe. „Britten, ich bin verloren!“ rief Friedrich aus. Doch der Rittmeister wandte sich und schloß den Führer der feindlichen Reiter vom Pferde, wodurch die Husaren einen Vorsprung gewannen und das Thal erreichten, wo man den König zunächst in der großen Mühle in Sicherheit brachte. Später rettete er sich über das Hühnerfließ nach den Treutiner Höhen, — der letzte auf dem Schlachtfelde.\*)

In der Nacht vom 12. zum 13. August blieb Friedrich auf dem rechten Oderufer, ob in Detscher oder in Göriz, möge dahingestellt bleiben. Es war ein Glück, daß er noch rechtzeitig den Befehl gegeben hatte, die Oderbrücke bei Frankfurt und die bei Detscher geschlagenen Schiffsbrücken zu besetzen. So blieben die versprengten Truppen auf der rechten Seite des Flusses, und es sammelten sich in der Nacht des 12. und am Morgen des 13. August in der Gegend um Göriz und Detscher etwa 12000 Mann. Diese überschritten am 13. nachmittags die Brücken und erreichten glücklich das linke Oderufer. Die Brücken wurden sofort abgebrochen, die Brückenboote mitgenommen, die Kähne aber zur Überführung der Verwundeten nach Küstrin und Stettin benutzt.

Der König nahm mit dem General v. Fink sein Hauptquartier im Schlosse von Reitwein, und die Armee lagerte zwischen diesem Orte und Podelzig. Sie mochte, durch neue Zuzüge verstärkt, jetzt wohl auf 20000 Mann angewachsen sein.

Die schlimmste Gefahr war vorüber, aber jetzt bemächtigte sich des Königs infolge der furchtbaren Erschütterungen eine völlige körperliche Erschöpfung und eine gänzliche Nervenabspannung. Der König fühlte sich schwer krank; er konnte aus diesem Grunde das Kommando nicht weiter führen, und weil er sich dazu unfähig wußte, ernannte er den General v. Fink zum Stellvertreter. Es geschah dies durch das folgende Schreiben:

„weillen mir eine Schwere Krankheit zu gestosen So übergebe das Commando Meiner armée werender Krankheit bis an meine beßerung an den General Fink und kan er im Notfal von des General Kleisten Corps ingleichen disponihren nach dehme es die Umstände erfordern ingleichen von denen Magazins in Stetin Berlin Cüstrin und Magdeburg.“

Gleichzeitig entwarf der König eine „Instruktion vohr den General Fink“, in welcher es u. a. heißt:

„Der General Fink kriegt eine Schwehre Comission; die unglückliche armée, So ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande, mit die Russen Zu Schlagen, Hadik wirdt nach Berlin eillen villeicht Laudon auch, gehet der General Fink

\*) So erzählt diesen Vorgang einer der Britten'schen Husaren, Wittkopf, der später als Zollbereiter in Frankfurt a. D. lebte.

diese beide nach, So kommen die Rußen ihm in Rücken, bleibt er an der oder Stehen, So kriegt er den Hadik diß Seit, in dessen So glaube das wenn Laudon nach Berlin wolte Solchen könnte er unterwegs attaquieren und Schlagen. Solches wohe es guht gehet giebt dem unglück einen anstandt und hält die sachen auf, Zeit gewonnen ist sehr vñhl bei diesen desperaten umständen“.

Beide Schriftstücke sind ohne Angabe des Ortes und Datums. Früher nahm man an, der König habe sie in völliger Verzweiflung nach der verlorenen Schlacht in der Nacht vom 12. zum 13. oder am Morgen des 13. August verfaßt. Dann hätte er gerade im schwierigsten Augenblicke die Verantwortung einem anderen aufgebürdet. Eine solche Handlungsweise läßt sich mit dem standhaften Charakter und mit dem Pflichtbewußtsein des Königs nicht in Einklang bringen.

Durch neuere Forschungen \*) ist nachgewiesen worden, daß die beiden Schreiben in der That erst nach dem Übergange der Truppen auf das linke Oderufer abgefaßt wurden, also am Vormittage oder am Abende des 13. August im Schlosse zu Reitwein. Daß der König hier erkrankt war, bezeugt der in preussischen Diensten stehende schwedische Graf Hordt, der in seinen Denkwürdigkeiten \*\*) erzählt, daß sich der König im Schlosse zwei Tage in seinem Zimmer eingeschlossen hielt, offenbar am 14. und 15. August. An diesen Tagen hat Fink thatsächlich das Kommando geführt. Hordt, der im Hauptquartier anwesend war, verhandelte mit ihm persönlich im Schlosse zu Reitwein.

Daß bei Abfassung der erwähnten Schriftstücke der Oberübergang der Truppen bereits vollzogen war, ergiebt sich überdies aus dem Wortlaute der Instruktion. Friedrich sagt: „Bleibt er (Fink) an der oder Stehen, So kriegt er den Hadik diß Seit.“ Mit dem Worte „diesseit“ kann nur das linke Oderufer gemeint sein; denn der österreichische General v. Hadik, der am 14. bei Müllrose südwestlich von Frankfurt eintraf, ist nach den Worten des Königs auf dem Vormarsche gegen Berlin gedacht. Ein Vorgehen auf dem rechten Ufer der Oder konnte gar nicht in Betracht kommen.

Am 16. August übernahm der König wieder den Oberbefehl; die Krankheit wurde nach zweitägiger Ruhe und Abgeschlossenheit gehoben, und es war natürlich, daß Friedrich wieder völlig seine Pflicht erfüllte. Freilich würde ihm seine wunderbare Befähigung nicht geholfen haben, wenn die Feinde das geschlagene preussische Heer verfolgt hätten. Die Uneinigkeit zwischen den russischen und österreichischen Feldherren, dazu die Erschöpfung des russischen Heeres, das sehr starke Verluste gehabt hatte, ließen es hierzu nicht kommen. So versäumten die Feinde, die Früchte ihres Sieges zu pflücken, ein Glück, welches Friedrich in einem Briefe vom 1. September 1759 an seinen Bruder Heinrich nennt „le miracle de la maison de Brandebourg.“

\*) Professor Albert Naudé, Forschungen zur Brandenburgisch-Preussischen Geschichte. Band VI, 1. S. 251 ff. Leipzig, Duncker und Humblot, 1893.

\*\*) Mémoires d'un gentilhomme suédois 1788.

## XII. Joachim Bernhard von Brittwitz.

Joachim Bernhard von Brittwitz gelangte nach dem siebenjährigen Kriege durch die Gnade des Königs in den Besitz des im Lebusser Kreise gelegenen Gutes Quiliz. Er stammte aus Schlesien und wurde am 3. Februar 1726 auf dem väterlichen Gute Läserwitz bei Stroppen geboren. Sein Vater stand als Hauptmann im preussischen Heere. Die Familie war protestantisch und begrüßte freudig die Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen. Joachim Bernhard trat, nachdem er bis zum 15. Jahre das Gymnasium zu Dels besucht hatte, in das preussische Kadettenkorps ein und wurde im November 1741 Fähnleinjunker im Dragoner-Regiment von Posadowski. Als solcher machte er den Winterfeldzug von 1742 in Mähren mit. Im zweiten schlesischen Kriege nahm er an der Schlacht bei Hohenfriedeberg teil und wurde 1751 zum Lieutenant ernannt. Im siebenjährigen Kriege erhielt er in der Schlacht bei Kollin (1757) einen Streifschuß. Bald darauf zum Stabsrittmeister befördert, erwarb er sich 1758 in der Schlacht bei Zorndorf den Orden pour le mérite.

Noch in demselben Jahre erfolgte seine Ernennung zum Rittmeister und auf Wunsch des Generals von Zieten sein Eintritt in dessen Husaren-Regiment. Mit den Zieten-Husaren ging Brittwitz 1759 unter dem Befehl des Generals von Wobersnow nach Polen und nahm dann an dem Gefechte bei Kay teil.

Seine glänzendste That vollbrachte Brittwitz am 12. August 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf durch die Rettung des Königs, wovon im vorigen Kapitel die Rede gewesen ist. Auf seinem Rücken schrieb Friedrich nach der Schlacht in Detscher mit Bleistift an den Minister von Finkenstein in Berlin den Befehl: „Retten Sie die königliche Familie, alles ist verloren. Adieu für immer!“

Der König hat Brittwitz seine mutige That nie vergessen. Als später über die merkwürdigen Ereignisse des Krieges gesprochen wurde, sagte Friedrich öffentlich, daß er Brittwitz seine Rettung zu verdanken habe.

In dem weiteren Verlaufe des siebenjährigen Krieges nahm Brittwitz an den Schlachten bei Liegnitz und Torgau teil, bestand ein siegreiches Gefecht bei Schlotheim unweit Sondershausen und wurde Major. Noch in zahlreichen anderen Gefechten der Zieten-Husaren zeichnete er sich aus und brachte besonders am 7. November 1762 den Österreichern bei Landsberg eine empfindliche Niederlage bei. Unmittelbar darauf wurde er zum Oberstlieutenant und Kommandeur des Leib-Husaren-Regiments von Zieten ernannt. An der Spitze dieses berühmten Regiments zog er nach dem Hubertsburger Frieden mit der siegreichen Armee in Berlin ein und rückte auf der militärischen Staffel allmählich bis zum General der Kavallerie auf. Die Nachwelt hat ihn dadurch geehrt, daß er nebst den verdienstvollsten Männern aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen auf dem Rauch'schen Reiterstandbilde des Königs einen Platz erhielt.

Um dem Oberstlieutenant von Brittwitz seine Dankbarkeit zu bezeugen, schenkte ihm Friedrich 1763 das Gut Quiliz, welches mit dem Tode des Markgrafen Karl von Schwedt an die Krone zurückgefallen war. Ein Jahr vorher hatte sich Brittwitz in Berlin mit der verwitweten Frau Marie Eleonore v. Parzewsky-Temzin, geborenen Freiin v. Seherr-Thoß, vermählt. Er ging nun daran, das alte Herrenhaus in Quiliz zeitgemäß umzubauen. Eines Tages überraschte ihn der Besuch des Königs. Friedrich bereifte das Oberbruch und sah mit Staunen den prächtigen Neubau, den Brittwitz aufführte. „Ei, Brittwitz, Er baut ja ein Schloß, er will ja hoch hinaus!“ sprach der König in nicht besonders freundlichem Tone. Das nahm sich Brittwitz zu Herzen und ließ das Dach unmittelbar auf das Erdgeschoß setzen. Erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde der Umbau von dem Fürsten von Hardenberg nach Schinkel's Zeichnung in entsprechender Weise vollendet.

Der schöne Park, der das Schloß umgiebt, stammt aus der Brittwitz'schen Zeit, ebenso enthält das Schloß noch mancherlei Erinnerungszeichen an den General. Im Park hat derselbe 1792 seinem geliebten Könige und Feldherrn ein Denkmal setzen lassen, das erste, welches nach dem Tode Friedrich's II. errichtet wurde. Auch liegt hier der Schimmel begraben, den Brittwitz in der Schlacht bei Kunersdorf ritt.

Der General starb am 4. Juni 1793, seine Gemahlin im Jahre 1799. Beide fanden ihre letzte Ruhestätte in der Familiengruft unter dem Altar der Dorfkirche, wo eine Grabtafel an sie erinnert.

Das Gut Quiliz blieb im Besitze des ältesten Sohnes des Generals, Wilhelm Bernhard v. Brittwitz, von dem es 1810 durch Tausch an den Staat zurückkam. Im Jahre 1814 wurde es dem Staatskanzler von Hardenberg verliehen und von da ab Neu-Hardenberg genannt.

### XIII. Die Lebuser Landwehr.\*)

Am 17. März 1813 erließ der König Friedrich Wilhelm III. den Anruf: „An Mein Volk!“, nachdem er bereits am 10. März den Orden des „Eisernen Kreuzes“ gestiftet und am 3. Februar zur freiwilligen Bewaffnung aufgefordert hatte. „Das Volk stand auf, der Sturm brach los!“ Eine gewaltige Begeisterung regte sich in allen Schichten der Bevölkerung. Landwehr und Landsturm wurden aufgeboten. Es war eine denkwürdige Zeit.

Über die Aufgabe, Ausbildung und Ausrüstung der Landwehr und des Landsturmes war man noch vielfach im Zweifel. Da war es Friedrich August Ludwig von der Marwitz (vergleiche das folgende Kapitel), der im Lebuser Kreise, unterstützt von dem Landrat

\*) „Frankfurter patriotisches Wochenblatt“. 1813. 1814. 1815. 1838. — Hauptmann Bardeleben, Bericht über die Frankfurter Landwehr. Frankfurt a. D. 1814. — Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwig's v. d. Marwitz auf Friedersdorf. Berlin. 1852. 2 Bände.

Lehmann und dem Regierungs-Präsidenten von Bassewitz, die Hand mutig an's Werk legte, und dessen unermüdlicher Thätigkeit und Opferwilligkeit es zu verdanken war, daß die Lebuser Landwehr als die erste im preussischen Staate diesseits der Weichsel ausmarschieren konnte. Nach diesem Muster ist dann die ganze brandenburgische Landwehr organisiert worden. „Anfangs glaubten die meisten“, so bemerkt Marwitz in seinen Lebenserinnerungen, „es werde eine Versammlung von Spießbürgern sein, welche einige Wachen besetzen und nachher davonlaufen würde. Ich zeigte es ihnen aber anders, und wie ich voranging, folgten sie nach.“ Marwitz wurde zum Oberstlieutenant befördert und mit der Führung einer Landwehrbrigade betraut.

Für die Städte im Lebuser Kreise war der Bürgermeister Schulz in Frankfurt von der Regierung mit der Einrichtung der Landwehr beauftragt worden. Ihm zur Seite stand der Frankfurter Justizkommissarius und Notar Dr. Bardeleben, der es sich angelegen sein ließ, durch Wort und That die Bewohner des Lebuser Kreises zunächst über die Bestimmung der Landwehr aufzuklären. Er übernahm die Führung der in Frankfurt gebildeten Compagnie, die am 20. April in der Marienkirche feierlich vereidigt wurde. Am 11. Mai früh 7 Uhr marschierte die Frankfurter Landwehr unter Bardelebens Kommando aus und traf nachmittags 2 Uhr in Seelow ein, wo in den folgenden Tagen aus den benachbarten Dörfern sich über 1000 Mann Landwehrruppen sammelten.

Im ganzen bestand die Marwitz'sche Brigade aus vier Bataillonen des 3. Kurmärkischen Landwehr-Regiments und aus ebensoviel Schwadronen. Die vier Bataillone Infanterie waren folgendermaßen zusammengesetzt:

1. Bataillon (Major v. Zschüschen): Lebuser,
  2. " ( " " Bornstädt): Berliner,
  3. " ( " " Lavière): Barnimer,
  4. " ( " " Schönholz): Frankfurter,
- (1. Comp. Hauptmann Bardeleben),  
Lebuser, Barnimer.

Als Feldprediger folgte der Brigade der damalige Diakonus an der Marienkirche in Frankfurt, Professor Dr. Spieker.

Die in Seelow zusammengezogenen Mannschaften mußte Marwitz erst militärisch schulen. Er that dies in durchaus praktischer Weise und wandte seine Aufmerksamkeit zunächst der Kavallerie zu. Selbstverständlich war es nicht möglich, Reitunterricht nach allen Regeln der Kunst zu geben. Die Hauptsache war, daß jeder verstehen lernte, das Pferd in seine Gewalt zu bekommen. Statt der Sporen waren die Landwehrritter mit Reitpeitschen ausgerüstet, und die Pferde wurden nicht mit der Kandare, sondern mit der Trense gelenkt. Marwitz konnte wohl mit seinen Erfolgen zufrieden sein. Als sich jedoch der König in Potsdam bei einer Parade das Regiment vorführen ließ, mißlang das Exercieren ganz und gar. Das Regiment mußte zwei Attacken

machen, und in diesen gingen alle vier Schwadronen durch und in vollem Rennen gegen die Stadtmauer. Der König meinte lächelnd, es sei ein Glück, daß diese so fest gestanden habe.

Da jedoch ein vorzüglicher Geist die Reiter belebte, so gelang es Marwitz, mit ihnen am 7. Juni bei Wittenberg ein siegreiches Gefecht gegen polnische Ulanen zu bestehen, die als ausgezeichnete Reiter berühmt waren.

Ihren eigentlichen Ruhmestag hatte die Lebuser Landwehr am 27. August in dem Treffen bei Hagelsberg unweit Belzig. Hier waren es die brandenburgischen Landwehrtruppen, welche unter dem Oberbefehl des Generallieutenants v. Hirschfeld, 11000 Mann stark, eine 15—16000 Mann starke französische Heeresabteilung unter dem General Girard nach hartnäckigem Kampfe besiegten. Marwitz führte mit seiner Brigade die Entscheidung herbei. Die braven Lebuser, und zwar namentlich die handfesten Mannschaften aus dem Oberbruche, kehrten das Gewehr um und gingen dem Feinde mit dem Kolben zu Leibe. Das Beispiel wirkte, alles griff zum Kolben. Die Landwehr gab keinen Pardon; was nicht erstochen oder erschlagen wurde, flüchtete durch die Gärten des Dorfes, von den Preußen eifrig verfolgt. Das Blutbad war entsetzlich; die Toten lagen höher, als die Gartenmauern. Nur wenige Franzosen entkamen.

Die Hoffnungen des Königs wurden durch den Sieg bei Hagelsberg auf's neue belebt, und auch im Volke brach sich die Überzeugung Bahn, daß die durch Bildung der Landwehr geforderten Opfer nicht umsonst gebracht worden seien. Man bewunderte die Erfolge von Truppen, von denen der größte Teil in dem Treffen zum ersten Male ein geladenes Gewehr abfeuerte.

Im weiteren Verlaufe des Krieges wurde die Marwitz'sche Brigade zur Belagerung der Festungen Magdeburg und Wesel verwendet. Bei einem Streifzuge überfiel Marwitz die französische Garnison in Braunschweig, nahm eine Anzahl Offiziere und Soldaten gefangen, erbeutete auch eine Kriegskasse mit 20000 Thalern. Erst am 26. Juni 1814 trat die Landwehr den Rückmarsch in die Heimat an, und am 31. Juli zog das 3. Kurmärkische Landwehr-Regiment in Frankfurt a. D. ein, begrüßt von den Spitzen der Behörden, die unter Führung des Oberbürgermeisters Endell erschienen waren, und umbraust von dem Jubel der Bevölkerung. In der Marienkirche fand ein feierlicher Gottesdienst statt, wobei der Brigadeprediger Spieker, der treue Begleiter der Wehrmänner, eine ergreifende Dankpredigt hielt.

Schon im folgenden Jahre mußte die Landwehr wieder in den Kampf ziehen, da Napoleon von der Insel Elba entflohen und nach Frankreich zurückgekehrt war, um neue Heeresmassen zu sammeln. Am 17. April 1815 verließ das 3. Kurmärkische Landwehrregiment die Stadt Frankfurt, in der es seither in Garnison gestanden hatte. Es wurde jetzt der Brigade des Obersten von Luck überwiesen und gehörte zu dem unter dem Befehl des Generals Thielemann stehenden 3. Armeecorps. Marwitz, der zum Obersten ernannt worden war, führte die Reserve-Kavallerie dieses Heeressteiles.

Die Landwehr kämpfte am 16. Juni mit bei Ligny, am 18. bei Bellealliance, kam am 3. Juli vor Paris an und marschierte am 9. in die französische Hauptstadt ein. Am 22. September bekam das Regiment vom Könige Friedrich Wilhelm eine Fahne und nahm am 3. Oktober mit dem gesammten 3. Armeecorps an einer Parade vor Paris teil. Als die märkische Landwehr an dem Könige vorübermarschierte, sagte dieser zu dem neben ihm haltenden Großfürsten Konstantin: „Sehen Sie da das 3. Kurmärkische Landwehr-Infanterie-Regiment. Es ist zwar jetzt noch schlecht bekleidet, aber es hat auch gute Campagnen gemacht.“ Nach der Revue wurde der Oberst von Luch zum General ernannt.

Bald darauf trat das Regiment den Heimmarsch an und traf im December 1815 in Frankfurt ein, wo es abermals mit unbeschreiblicher Freude empfangen wurde.

#### XIV. Friedrich August Ludwig von der Marwitz. \*)

Der Organisator der Lebuser Landwehr, Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz, wurde am 29. Mai 1777 in dem Marwitz'schen Palais in der Wilhelmsstraße zu Berlin als der Sohn des Kammerherrn und Intendanten der königlichen Schauspiele, Berndt Friedrich August v. d. Marwitz, geboren.

Im Jahre 1790 trat der junge Marwitz in das Regiment Gensdarmes ein, rückte 1791 zum Kornett, 1797 zum Sekondlieutenant und 1802 zum Premierlieutenant auf. Nachdem er einige Jahre auf dem elterlichen Gute Friedersdorf gelebt hatte, trat er 1805 wieder beim Heere ein und wurde Rittmeister und Adjutant des Fürsten zu Hohenlohe. Unwillig darüber, daß der Krieg gegen Napoleon nicht zustande kam, erbat er bald auf's neue seinen Abschied, um jedoch 1806 auf Veranlassung des Fürsten Hohenlohe wieder in seine letzte Stellung einzutreten. Er focht am 14. Oktober tapfer mit in der Schlacht bei Jena und Auerstädt, geriet mit dem Fürsten bei Prenzlau in Gefangenschaft und wurde auf Ehrenwort entlassen.

„Ich hätte nun“, sagt Marwitz in seinen Denkwürdigkeiten, „ohne Vorwurf und mit weit besseren Gründen als die meisten gefangenen und auf ihr Wort entlassenen Offiziere nach Hause gehen und für das Meinige sorgen können (und es bedurfte dessen!) — aber wahrlich, wäre ich nicht gleich von Anfang an in den Krieg gezogen, ich hätte jetzt Haus und Hof verlassen und hätte mich zum Könige verfügt. . . . Das Haupt und die Seele des Vaterlandes ist eben der König: bei ihm ist also der Sammelpunkt in Zeiten der Gefahr.“ —

Marwitz reiste unter vielen Beschwerlichkeiten nach Königsberg, wo er sich dem Könige zur Verfügung stellte. Dieser reichte ihm die Hand, und die Thränen traten ihm in die Augen, indem er sagte, daß er diese treue Anhänglichkeit nicht vergessen werde.

\*) Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwig's v. d. Marwitz auf Friedersdorf. Berlin. 1852. 2 Bde. — H. v. Hedern, Zur Geschichte der Familie v. d. Marwitz. Berlin. 1879. — Maercker, Die v. d. Marwitz im brandenburgisch-preussischen Heere. Berlin. 1891.

Im März 1807 wurde Marwitz gegen einen französischen Kapitän ausgewechselt und bildete, zum Major befördert, ein Freicorps gegen die Franzosen, welches er jedoch noch vor dem Tilsiter Frieden wieder entlassen mußte.

Marwitz erhielt auf seinen Wunsch abermals den Abschied und ging nach Friedersdorf. Hier brachte ihn seine Abneigung gegen die Stein'schen Reformen, die in den Jahren 1808—1811 im Staate durchgeführt wurden, in einen scharfen Gegensatz zu dem preussischen Ministerium. Er war ein Freund der ständischen Verfassung, protestierte deshalb im Namen der Lebuser Stände gegen die neuen Gesetze und wurde insolgedessen mit dem Grafen von Finkenstein, seinem Gesinnungsgenossen, im Juli 1811 auf die Festung Spandau geschickt. Ohne Groll im Herzen kehrte er nach sechswöchentlicher Haft nach Friedersdorf zurück, um sich, wie bereits im vorigen Kapitel geschildert worden ist, beim Ausbruche der Befreiungskriege unvergeßliche Verdienste um das Vaterland zu erwerben.

Als der Krieg beendet war, kommandierte Marwitz die 5. Kavallerie-Brigade in Krossen, die später nach Frankfurt a. D. verlegt wurde. 1817 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor. Als solcher führte er die Oberleitung über die in Frankfurt bestehende Divisionschule, an welcher als Lehrer der damalige Lieutenant im 8. Leib-Infanterie-Regiment, Helmuth v. Moltke, der nachmalige Generalfeldmarschall, wirkte. Dem vorteilhaften Berichte der Division über seine Leistungen hatte Moltke seine Einberufung zum Generalstabe zu verdanken. Er verkehrte viel in dem Marwitz'schen Hause, da die zweite Gemahlin des Generals, eine geborene Gräfin Moltke, mit ihm verwandt war.

Im Jahre 1826 wurde dem General v. d. Marwitz das Kommando der Breslauer Division angeboten. Da ihm jedoch durch diese Versetzung die Bewirtschaftung seines Gutes Friedersdorf unmöglich gewesen wäre, so erbat er seinen Abschied, den ihm der König unter Ernennung zum Generallieutenant huldvoll gewährte. Friedrich Wilhelm ließ den General nach Potsdam kommen, ging ihm im Empfangssaale freundlich entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: „Mir sehr leid gethan, einen so ausgezeichneten General zu verlieren.“ Marwitz erinnerte den König an den Konflikt vom Jahre 1811, doch der Monarch erwiderte: „Mir sehr wohl bekannt, immer nach Grundsätzen gehandelt und in allen Verhältnissen gut gedient haben.“ — Den Rest seines Lebens brachte Marwitz in Friedersdorf zu. Er wurde in den Staatsrat berufen, wirkte von 1828—1833 als Direktor der kurmärkischen Land-Armenverwaltung und leitete mehrere Male die Kommunallandtage der Provinz Brandenburg, zuletzt als Landtagsmarschall. Bis zu seinem Ende unermüdet thätig, starb er am 7. Dezember 1837. —

Aus seiner frühesten Jugendzeit erzählt Marwitz in seinen Denkwürdigkeiten in äußerst interessanter Weise wie er 1782, vielleicht auch 1783, in dem bei Friedersdorf gelegenen Dorfe Dolgeln Friedrich den Großen sah. Diese ansprechende Schilderung mag hier einen Platz finden. Der König kehrte von der jährlichen Revue in Preußen



zurück und wechselte in Dolgelin die Pferde. Der kleine Marwitz war mit seiner Erzieherin hingeschickt worden und wartete auf den König bei dem Prediger des Dorfes. Er berichtet wie folgt:

„Der König kehrte am liebsten sowohl zu Mittag als zu Nacht auf dem Lande ein und zwar allemal bei den Predigern, vermutlich weil es dort ruhiger war, als in den Städten. Für die Prediger war dies ein großes Glück, nicht nur, weil sie wohl bisweilen bessere Pfarren erhielten, wenn sie dem Könige gefielen, sondern auch, weil er allemal für den Mittag 50 Thaler und für das Nachtquartier 100 Thaler ihnen auszahlen ließ. Das Wenige, was der König verzehrte, wurde außerdem bezahlt. Nun hatte der König bei dem Prediger in Dolgelin beinahe allemal die letzte Nacht der Rückreise zugebracht; auch im verflossenen Jahre war er bei diesem eben erst neu angezogenen Prediger eingekehrt, hatte sich wohlwollend mit ihm unterhalten, und der hatte die 100 Thaler empfangen. Er schmeichelte sich also, daß es auch heute geschehen würde und hatte alle Anstalten gemacht.

Wir warteten also dort und eine Menge Volks mit uns. Die Vorspann-Pferde standen geordnet (Bauernpferde, ganz kleine Ragen, aber die besten ausgesucht, denn damals gab es keine Postpferde, die schnell laufen konnten), — die Bauern, die reiten konnten, gepuht, und zehn Stück Pferde zu des Königs Wagen, hinten vier, die der Kutscher vom Bock fuhr, dann zwei mal zwei, auf jedem Paar ein Bauernknecht und auf dem vordersten zwei Vorreiter des Königs.

Nun kam der Feldjäger auf einem Bauernpferde mit der großen Hezpeitsche, ein Bauer als Begleiter mit ihm. Der Feldjäger, glühend von der Hitze, stieg ab, sagte: Der König werde in fünf Minuten hier sein, sah das Relais nach und die Kerle mit den Wassereimern, die die Räder begießen sollten, stürzte ein ganzes Quart Bier hinunter und da unterdessen sein Sattel auf ein anderes kleines Bauernpferdchen gelegt war, stieg er auf und im Galopp weiter. Der König sollte also nicht in Dolgelin bleiben. Bald kam der Page, ebenso beritten, ein Jüngling von 17 bis 18 Jahren, ganz erschöpft, mußte vom Pferde heruntergehoben und nachher wieder auf das frische hinaufgesetzt werden, weil er seiner kaum noch mächtig war, und dicht hinter ihm kam der König. Er saß allein in einer altmodischen Fensterkutsche, einem sogenannten Vis-à-vis (ein schmaler Wagen, in welchem im Fond nur eine Person und auf dem Rücksitze auch eine Person Platz haben).

Der Wagen hielt, und der König sagte zu seinem Kutscher (dem berühmten Pfund): „Ist das Dolgelin?“

„Ja, Ihre Majestät!“

„Hier will ich bleiben!“

„Nein“, sprach Pfund, „die Sonne ist noch nicht unter. Wir kommen noch recht gut nach Müncheberg, und dann sind wir morgen viel früher in Potsdam.“

„Na! — wenn es sein muß!“

Und damit wurde umgespannt. Die Bauern, welche von weitem ganz still mit ehrerbietig gezogenen Hüten standen, kamen sachte näher

und schauten den König begierig an. Eine alte Semmelfrau aus Libbenichen nahm mich auf den Arm und hob mich gerade am Wagenfenster in die Höhe. Ich war nun höchstens eine Elle weit vom König entfernt, und es war mir, als ob ich den lieben Gott ansähe. Er sah ganz gerade vor sich hin, durch das Vorderfenster. Er hatte einen ganz alten dreieckigen Montierungshut auf, dessen hintere gerade Krempe hatte er vorn gesetzt und die Schnüre losgemacht, sodaß diese Krempe vorn herunterhing und ihn vor der Sonne schützte. Die Hutcordons waren losgerissen und tanzten auf dieser heruntergelassenen Krempe umher, die weiße Generalsfeder im Hut war zerrissen und schmutzig; die einfache blaue Montierung mit roten Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak; — dazu hatte er schwarze Sammethosen an. Ich dachte immer, er würde mich anreden. Ich fürchtete mich gar nicht, hatte aber ein unbeschreibliches Gefühl von Ehrfurcht. Er that es aber nicht, sondern sah immer gerade aus. Die alte Frau konnte mich nicht lange hochhalten und setzte mich wieder herunter. Da sah der König den Prediger, winkte ihn heran und fragte, wessen das Kind sei.

„Des Herrn von Marwitz in Friedersdorf.“

„Ist das der General?“

„Nein, der Kammerherr.“

Der König schwieg, denn er konnte die Kammerherren nicht leiden, die er wie Müßiggänger betrachtete.

Die Umspannung war geschehen, fort ging es. Die Bauern sprachen den ganzen Tag vom Könige, wie er dies und jenes in Ordnung bringen und allen denen den Kopf waschen würde, die ihnen unangenehm waren.

Es zeigte sich später, daß alle Prediger die Gewohnheit hatten, dem Kutscher Pfund zehn Thaler zu schenken, wenn der König bei ihnen übernachtete; auch der Vorsahr in Dolgeln hatte es gethan, der neue Prediger aber, der davon nichts wußte, ihm im vorigen Jahre nichts gegeben, — wegen der Kerl dann schon den ganzen Tag so vorwärts getrieben hatte, daß er noch vor Sonnenuntergang Dolgeln passierte und sich zehn Thaler in Müncheberg vom Bürgermeister Kramer erwarb.“

## XV. Staatskanzler Karl August von Hardenberg. \*)

Um die hohen Verdienste anzuerkennen, die sich der Kanzler v. Hardenberg um den Staat erworben hatte, schenkte ihm der König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1814 außer der Kommende Liezen das Gut Quilitz im Lebusjer Kreise, welches nun den Namen „Neu-Hardenberg“ erhielt. Schon im Jahre 1804 hatte Hardenberg in dem genannten Kreise das Gut Tempelberg angekauft.

Das reiche Leben des berühmten Staatsmannes kann hier nur in einigen kurzen Zügen geschildert werden.

\*) Karl Ludwig Klose, Leben Karl August's, Fürsten von Hardenberg. Halle. 1851. — F. Arndt, Hardenberg's Leben und Wirken. Berlin. — Friedrich Meißner, Der Staatskanzler Fürst Hardenberg. („Bär“. 1884.)

Er wurde am 31. Mai 1750 zu Essenrode bei Körten im damaligen Kurfürstentum Hannover geboren, studierte in Göttingen und Leipzig die Rechte, wirkte dann eine zeitlang im hannoverschen und braunschweig'schen Staatsdienste, um 1790 einem Ruf nach Preußen zu folgen, wo ihm von dem König Friedrich Wilhelm II. die Verwaltung der Fürstentümer Ansbach und Bayreuth übertragen wurde. Im Jahre 1795 vermittelte Hardenberg in Basel den Frieden zwischen Preußen und der französischen Regierung.

Im Anfange des Jahres 1807 wurde Hardenberg an Stelle des entlassenen Freiherrn von Stein zum Minister des Auswärtigen berufen. Allein Napoleon erklärte, er werde mit Preußen niemals Frieden schließen, so lange Hardenberg Minister sei; und so ging dieser kurz vor dem Frieden von Tilsit in die Verbannung nach Riga. Nach Deutschland zurückgekehrt, hielt er sich meist auf seinem Gute Tempelberg auf.

Am 6. Juni 1810 erfolgte Hardenberg's Ernennung zum preußischen Staatskanzler. Seiner Energie und Thatkraft gelang es, in dieser schweren Zeit Ordnung in die zerrütteten Finanzen zu bringen und die Stein'schen Reformen durchzuführen. Ebenso widmete er während des Freiheitskampfes der folgenden Jahre seine volle Kraft dem Staate und wurde im Jahre 1814 in den erblichen Fürstenstand erhoben.

Im Herbst 1822 reiste Hardenberg, obwohl leidend, zu dem durch Metternich zusammenberufenen Kongreß nach Verona. Er konnte hier für Preußen wenig Günstiges erreichen, hoffte aber im Süden auf Genesung und begab sich auf den Rat der Ärzte nach Genua, wo er am 26. November des letztgenannten Jahres plötzlich starb. Seine Leiche wurde in der Kirche zu Neuhardenberg beigesetzt, die der Dahingegangene durch Schinkel hatte restaurieren lassen.

Die vielen Amtsgeschäfte gestatteten dem Staatskanzler nur selten einen Aufenthalt in Neuhardenberg. Doch hatte er hier 1820 in aller Stille seinen 70. Geburtstag gefeiert. Zu den Gratulanten gehörte auch Goethe, der folgendes Gedicht sandte:

„Wer die Körner wollte zählen,  
Die dem Stundenglas entrinnen,  
Würde Zeit und Ziel verfehlen,  
Solchem Strome nachzusinnen.

Auch vergeh'n uns die Gedanken,  
Wenn wir in Dein Leben schauen,  
Freien Geist in Erdeschranken,  
Festles Handeln und Vertrauen.

So entrinnen jeder Stunde  
Fügsam glückliche Geschäfte.  
Segen Dir von Mund zu Munde!  
Neuen Mut und frische Kräfte!“

Schloß, Park und Kirche in Neuhardenberg haben ihre jetzige Gestalt dem Fürsten zu verdanken. Das Schloß enthält eine von ihm

angelegte Sammlung von Kunstschätzen. Sie ist der Überrest der großen Sammlung, die sich in Tempelberg befand und von der Davoust den größten Teil geraubt und auf vier Wagen nach Paris hatte bringen lassen. Später verzichtete der Fürst großmütig auf die Wiederherausgabe der ihm entwendeten Schätze.

Bei der Verschönerung des Parkes soll der Schwiegerjohn Hardenberg's, Fürst Bückler, der geniale Gartenkünstler von Muskau und Branitz, thätige Hilfe geleistet haben.

Der Altar der schönen Kirche birgt das Herz des Kanzlers; es liegt in einem Schrein, der folgende Inschrift trägt:

„Des Fürsten Herz, das liebend treu geschlagen  
Für seinen König und für's Vaterland,  
Das in den schweren, blut'gen Kampfestagen,  
Wo vielen auch die letzte Hoffnung schwand,  
Durch Mut und Weisheit stark, in kühnem Wagen  
Des Vaterlandes Ruhm und Rettung fand  
Und nach vollbrachtem Werk gebaut dem heil'gen Worte  
Des Herrn den Tempel hier, — es ruht an diesem Orte.“

## XVI. Die Stadt Lebus.

Die Stadt Lebus ist slavischen Ursprungs und mutmaßlich im Anfange des 13. Jahrhunderts angelegt worden. Des Schlosses Lebus wird schon hundert Jahre früher gedacht. Im alten Lande Lebus hatte die Stadt, welche bis zum 16. Jahrhundert Lubus genannt wurde, als Hauptstadt und als Sitz der Bögte und Bischöfe große Bedeutung. Damals muß in ihr ein ziemlich lebhafter Handelsverkehr geherrscht haben, denn wir wissen aus alten Urkunden, daß die Lebuser Mönche ganze Schiffs- und Wagenladungen Salz aus Lebus nach Schlesien holten. Auch ist als sicher anzunehmen, daß die Stadt ein Stapelplatz für den Heringshandel war, der von Stettin aus auf der Oder getrieben wurde. Ebenso zeichnete sich Lebus durch regen Weinbau aus, und die Trauben, die an den steilen Bergwänden reiften, erfreuten sich noch bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts in der Mark Brandenburg eines guten Rufes. \*)

Als sich in dem Lande Lebus unter den schlesischen Herzögen Heinrich I. und Heinrich II. deutsche Kolonisten niederließen, erfolgte

\*) Hauptweinorte in der Mark waren in früheren Jahrhunderten Frankfurt, Berlin, Briezen, Spandau, Potsdam, Mittenwalde, Bessen, Teupitz, Landsberg Wäperitz, Neuwedel, Königswalde und die Gegend von Küstrin. In allen diesen Orten wurde in umfangreicher Weise Weinbau getrieben; aber der märkische Wein wurde wohl meist im Lande selbst getrunken, denn es ging von ihm der Spruch:

Vinum de Marchica terra transit guttur  
tanquam serra.

(Vom märkischen Lande der Wein  
fährt wie eine Säge zur Kehle hinein!)

Vergl. Bardt, Zur Geschichte des Weinbaues in Frankfurt und Umgegend.  
(15.—17. Heft der Mitteilungen des historischen Vereins in Frankfurt a. D.)

jedenfalls auch sehr bald die Besiedelung der Stadt Lebus durch Deutsche. Die Wenden mußten sich in dem an der Oder liegenden Kieze sammendrängen.

Von der Ausdehnung und Einwohnerzahl der Stadt haben die alten Historiker nicht die rechte Vorstellung gehabt \*) und dieselbe wohl häufig verwechselt mit einer starkbevölkerten wendischen Stadt, welche zwischen Dahme und Schlieben im Regierungsbezirk Merseburg lag und an die heut noch das Dorf Lebusa erinnert.

Auf der Höhe lagen das Schloß Lebus und ein festungsartiger Stadtteil, dessen Rest jetzt das Vorwerk Lebus ist. Kortum unterscheidet eine Oberstadt und eine Unterstadt; zwischen beiden lag das Schloß. Auch die Unterstadt war befestigt, wahrscheinlich durch eine am Flusse liegende Burg. Somit besaß die Stadt mit Einrechnung des Hauptschlusses drei Kastele \*\*) und war unter den alten Oderfesten (außer Lebus: Göriz, Reitwein und Rüstzin) die bedeutendste. Alle festen Schlösser an der Oder waren ursprünglich Burgen der Polen und hatten den Zweck, die Grenzen namentlich gegen die Pommerfürsten zu schützen, welche damals den Barnim und die heutige Neumark in Besitz hatten.

Nachdem schon 1545 und 1589 große Feuersbrünste in der Stadt Lebus gewüthet hatten, wurde 1611 auch das Schloß in Asche gelegt, gleichwohl waren um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch drei stattliche Thürme von dem ehemaligen stolzen Schloßbau vorhanden. Kortum spricht auf Seite 21 und 22 von einem noch stehenden Eckturme und von zwei runden Thürmen nach der Landseite zu, ebenso von starken Kellergewölben und von unterirdischen Gängen. Leider hat man diese Ruinen völliger Zerstörung preisgegeben, sodaß heute jede Spur von dem großen und festen Schlosse verschwunden ist. Der Stadtbrunnen auf dem Schloßberge soll die Stelle bezeichnen, wo es einst stand.

Die wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte der Stadt und des Schlosses Lebus von 1109 bis 1598 sind bereits in den Kapiteln I und II geschildert worden und sollen hier nicht wiederholt werden. Nur einige Ergänzungen seien hinzugefügt.

Als im Jahre 1250 Lebus in den Besitz der askanischen Markgrafen überging, war die Stadt nur noch ein ganz unbedeutender Ort. Das Schloß blieb von nun an aber eine deutsche Feste, in welche die Markgrafen wie in alle Hauptorte einer Landschaft einen Vogt als Kommandanten der Besatzung und als obersten Richter und Steuerempfänger setzten. Das Amt einer markgräflichen Vogtei hat in Lebus bestanden von 1250—1354. Als die letzten Vögte sind aus den Urkunden folgende bekannt: Erich v. Wulkow (1325), Gerhard v. Czkow (1339), Albert v. Blankenburg (1341), Nikolaus v. Wulkow (1347), Renz v. Guzk und Heinrich v. Eichendorf (1353), Hermann v. Wulkow (1354.) \*\*\*)

\*) Kortum („Historische Nachricht von dem alten Bischofthum Lebus.“ Frankfurt a. D. 1740) spricht von 14 000 Einwohnern.

\*\*) Die Urkunde von 1249 (vergl. Kap. I) erwähnt ebenfalls drei castra in Lebus.

\*\*\*) Wohlbrück I, 642 ff. II. 121. 122. 242.

Was die Kirchenbauten betrifft, so besaß das alte Lebus zunächst eine Hauptkirche, die sogenannte Stiftskirche, welche dem Evangelisten Johannes geweiht war, ferner eine Stadt- und Pfarrkirche, der heil. Jungfrau Maria zu Ehren erbaut, und zwei kleinere Kirchen, die St. Peterskapelle und die Kapelle der heiligen Barbara.

Als 1354 der Bischofssitz nach Lebus verlegt wurde, baute der Bischof Heinrich II. eine neue Stiftskirche, welche allerdings nur sehr dürftig gewesen zu sein scheint und überdies durch die Truppen Karls IV. 1373 entweiht wurde, sodaß 1385 die Verlegung des Domkapitels nach Fürstenwalde erfolgte, da die frühere Stiftskirche in Görzig bereits 1326 zerstört worden war.

Im Jahre 1432 brach über die Stadt Lebus schweres Unglück herein. Wilde Horden der Hussiten unter Anführung des Wilhelm Koska und des Prokopius Rajus verwüsteten das Land, erschienen am 6. April vor Frankfurt und brannten hier die Gubener Vorstadt nebst dem Kartäuserkloster nieder. Die Bürger trieben indes die feindlichen Scharen zurück, wie sie schon 1430 und 1431 die hussitischen Angriffe tapfer abgeschlagen hatten. Doch die schutzlosen Dörfer fielen der Wut der Feinde zum Opfer, und auch die Stadt Lebus und das Schloß wurden überfallen und erbarmungslos ausgeplündert.

Auch im 30jährigen Kriege hatte Lebus viel zu leiden, zunächst 1626 beim Durchzuge der Mansfeld'schen Armee. Im Jahre 1631 trieben die Truppen des Liechtenstein'schen Regiments, die sogenannten „Seligmacher“, hier ihr Unwesen. Gustav Adolf, der am 1. April des genannten Jahres in Lebus vor der Erstürmung Frankfurt's bei dem evangelischen Geistlichen Quartier bezog und sich gegen diesen sehr gnädig erwies, verjagte die Liechtensteiner zwar, konnte aber nicht hindern, daß seine eigenen Soldaten übel hausten und den armen Einwohnern viel Schaden verursachten. — Als der König am 3. April Frankfurt eingenommen hatte, marschierte er mit einigen Regimentern wieder durch Lebus, um Landsberg zu besetzen; auf dem Rückmarsche nach Frankfurt kam er am 29. April zum dritten Male nach Lebus.

Nach dem Abzuge des schwedischen Heeres hielt ein anderer furchtbarer Gast seinen Einzug, die Pest, welche viele Opfer forderte. Noch in demselben Jahre (1631) ging bei einem Brande leider auch das Archiv des ehemaligen Bistums verloren.

Im Jahre 1633 kamen Arnim'sche Kriegsvölker in die Gegend, wodurch das Elend auf's höchste gesteigert wurde. Der evangelische Pfarrer mußte aus Lebus fliehen und kam fast nackt in Küstrin an. Unterwegs war ihm der Rest seiner Habe, drei Pferde samt dem Wagen, von den Soldaten weggenommen worden. Später kam er zurück „nach seinem Aschenhaufen und verwaltete kümmerlich sein Amt.“ \*)

In späteren Kriegszeiten ist die Stadt Lebus von Raub und Plünderung verschont geblieben, obwohl der siebenjährige Krieg durch die Schlachten bei Zornsdorf (25. August 1758) und bei Kunersdorf

\*) Kortum, Seite 18. 19.

(12. August 1759) zwei Mal den Lärm der Waffen in ihre Nähe trug. Wenn indes nach der letztgenannten Schlacht auch nur kleinere Kommandos russischer und österreichischer Truppen die Stadt berührten, so ging es doch ohne Greuelthaten nicht ab. Der Bürgermeister Pättsch, ein hochbetagter Greis, wurde von feindlichen Soldaten in so roher Weise gemißhandelt, daß er einige Tage später, am 16. August, starb.

Die jetzige Stadtkirche wurde im Jahre 1806 erbaut, wahrscheinlich an der Stelle, wo im alten Lebus die Pfarr- oder Marienkirche stand.

## XVII. Müncheberg. \*)

Im Jahre 1224 verließ der Herzog Heinrich der Bärtige den beiden schlesischen Cisterzienserklöstern \*\*) Lebus und Trebnitz 400 im Lande Lebus gelegene Hufen samt allen darauf befindlichen Seen, Wiesen, Pertinenzien und Nutzungen mit der Ermächtigung, auf diesem Landstrich einen Marktplatz anzulegen. Um die Mönche bei ihrer schweren Kolonisationsarbeit zu unterstützen, erließ ihnen der Bischof Lorenz von Lebus mit Zustimmung des Domkapitels den an ihn zu entrichtenden Zehent. \*\*\*) Die beiden Klöster teilten sich in die 400 Hufen so, daß jedes die Hälfte erhielt und gingen nun sofort rüstig an die Arbeit. Das Kloster Lebus legte schon 1224 auf seinem Anteile eine kleine Stadt an, wies derselben 100 Hufen zu und gab ihr den Namen Lubes. †) Dieser Name, der zu häufigen Verwechslungen mit der benachbarten Stadt Lebus Veranlassung gab, verliert sich jedoch bald, und ein anderer Name, der sich im Volksmunde gebildet hatte, kam in allgemeinen Gebrauch. Die Mönche errichteten nämlich auf einem im Stadtbezirk gelegenen Berge zu Ehren der Jungfrau Maria eine Kirche und legten in deren Nähe ihre eigenen Wohnungen und Wirtschaftsgebäude an. Davon nannte das Volk den Berg „Muncheberg“, „Monichberch“ (Mönchsberg), und bald ging dieser Name auf den neuen Ort über, welcher heut noch Müncheberg heißt. Er wird schon 1232 als Stadt erwähnt, und aus einer Urkunde vom Jahre 1245 geht hervor, daß die Stadt damals bereits das deutsche Recht besaß. ††)

Von der alten Kirche ist nur noch das Schiff in ursprünglicher Gestalt erhalten geblieben, die übrigen Teile des Gebäudes sind im Laufe der Zeit mehrfach um- und ausgebaut worden. So wurde

\*) Dr. G. F. G. Holz, Diplomatische Chronik von Müncheberg. 1842.

\*\*) Die Cisterzienser waren ein nach einer strengeren Regel lebender Abzweig der Benediktiner. Seinen Namen führte der Orden von dem ersten 1098 bei Dijon in Frankreich neben einem Brunnen erbauten Kloster dieser Art. Dasselbe hieß Cisteaux (Cistertium). Der Orden wurde besonders durch Bernhard von Clairvaux berühmt und zählte schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts 1800 Abteien. Damals, also in der Zeit seiner Blüte, kam er auch in die Mark Brandenburg. (Vergl. Dr. Wedekind, Geschichte der Neumark Brandenburg.)

\*\*\*) Urkunde bei Wohlbrück I. 59.

†) Von Lebus, das in einigen Urkunden auch Lubes genannt wird.

††) Wohlbrück I. 108. 109.

1826—29 der Turm von Grund aus erneuert. Das Innere der Kirche ist sehr schmucklos. An den früheren reichen Inhalt erinnern nur noch die Trümmer des Hochaltars und des ältesten Taufsteines. \*)

Vor der Stadt waren zum Schutze gegen feindliche Überfälle zwei befestigte Vorwerke, sogenannte „Feldklöster“, erbaut worden, welche von Halbmönchen oder Laienbrüdern bewohnt wurden. Aus einem derselben ist das heutige Dorf Münchehofe hervorgegangen. Andere benachbarte Dörfer verdanken ebenfalls den Cistercienser-Mönchen ihre Entstehung. So wurden Obersdorf und Dahmsdorf von dem Kloster Lebus, Trebnitz, Fahnsfelde, \*\*) Buchholz und Gölsdorf vom Kloster Trebnitz gegründet. Alle diese Niederlassungen trugen zur Verbreitung von Bildung und Gesittung ungemein viel bei, sodaß die Thätigkeit der Cistercienser als eine sehr dankenswerte bezeichnet werden muß. Die Mitglieder des Ordens waren fleißige Landwirte, trieben Viehzucht und Weinbau, zogen Wasserleitungen und waren auch Handwerker, und die Klostergüter galten bald als Musterwirtschaften für den Landbau des Mittelalters. So gaben die Mönche in dem Lande Lebus und über seine Grenzen hinaus der slawischen Bevölkerung das beste Beispiel, sodaß diese in religiöser, geistiger und bürgerlicher Beziehung allmählich auf die Stufe der Entwicklung hinaufgehoben wurde, auf welcher das übrige Deutschland damals stand.

Bei der im Jahre 1250 vorgenommenen Teilung des Landes Lebus fiel Müncheberg an das Erzstift Magdeburg, und der Erzbischof Wilbrand zog die Stadt mit allen Klostergütern ohne weiteres ein. Da das Kloster Lebus gegen dieses Verfahren Widerspruch erhob, wurde es von dem Nachfolger Wilbrand's, Erzbischof Rudolf, 1253 durch Überlassung der Dörfer Buckow, Sieversdorf, Schlagenthin und Obersdorf, sowie des Hofes bei Müncheberg entschädigt.

Später kam die Stadt mit dem ganzen Lande Lebus an die Markgrafen von Brandenburg.

Im Anfange des 14. Jahrhunderts ging man daran, den Ort durch eine Mauer zu befestigen, von der die Stadt jetzt zum größten Teile noch umgeben ist. In den damaligen unruhigen Zeiten war es nötig, daß man alle Vorsichtsmaßregeln ergriff, um unvorhergesehenen feindlichen Angriffen standhalten zu können. Nur mit Mühe konnte sich nach dem Aussterben des askanischen Hauses der bayerische Markgraf Ludwig der Ältere Anerkennung im Lande Brandenburg verschaffen. Müncheberg gehörte zu den wenigen Städten, die sich sogleich mit Entschiedenheit an den neuen Landesherrn angeschlossen, und die Bürger leisteten willig Hilfe, als der Vogt Erich v. Wulkow den gegen Ludwig feindlich gesinnten Bischof Stephan II. von Lebus bestrafte und dessen Residenz Göritz zerstörte. Wie Frankfurt, so wurde auch Müncheberg für diese That in den Bann gethan. Trotzdem

\*) Kirchenbuch, Die Marienkirche zu Müncheberg. (Heft 4 der Mitteilungen des Historischen Vereins zu Frankfurt a. D. 1864.)

\*\*) Fahnsfelde, seit 1449 im Besitze der von Pful'schen Familie; im Schlosse daselbst viele historische Erinnerungszeichen.



hielt die Stadt fest an dem Hause Bayern und bezeigte dies namentlich, als 1348 in ihrer unmittelbaren Nähe der falsche Waldemar auftrat, ja in ihr selbst seinen Einzug hielt. Der Markgraf riet den Bürgern, Waldemar zum Scheine zu huldigen und bestätigte später, daß diese Huldigung nur aus Not und mit seiner ausdrücklichen Erlaubnis stattgefunden habe.\*) Er gewann die Stadt besonders lieb und weilte nach dem Abzuge Waldemar's oft in ihr, bedachte sie auch mit mancherlei Privilegien und lobte sie ob ihrer beständigen Treue.

Daselbe freundliche Verhältnis bestand während der Regierung des Kurfürsten Ludwig's des Römers, der ebenfalls die Stadt mehrfach durch seine Gegenwart erfreute und ihr alle Privilegien bestätigte.

Nachdem Kaiser Karl IV. 1373 die Mark für das luxemburgische Haus gewonnen hatte, ließ er von 1375—1377 ein Landbuch der Mark Brandenburg anfertigen, in welchem auch Müncheberg erwähnt ist, doch nur in Bezug auf die von der Stadt zu zahlenden Steuern.\*\*\*) Gewiß war Karl eifrig bestrebt, Ordnung in dem Lande herbeizuführen, aber geregelte Zustände traten erst ein, als unter seinem Sohne Sigismund die hohenzollern'schen Burggrafen von Nürnberg die Verwaltung der Mark Brandenburg übernahmen. Am 20. Juli 1412 ritt Friedrich, der erste Hohenzoller in märkischen Landen, mit ansehnlichem Gefolge in Müncheberg ein, um die Huldigung der Bürgerschaft entgegenzunehmen. Noch unter seiner Regierung wurde 1432 Müncheberg durch die Hussiten schrecklich verwüstet. Der Schaden war so bedeutend, daß der Stadt zehnjähriger Erlaß aller Abgaben und Dienstpflichten bewilligt wurde.

Im Jahre 1516 geriet die Stadt in einen Streit mit dem Bischof Dietrich von Bülow zu Fürstenwalde und zwar aus folgender Veranlassung.

In dem benachbarten Dorfe Steinhöfel wohnte ein Krüger, mit Namen Christian Friedrich. Dieser ließ sich gegen die Müncheberger irgend ein Vergehen zu Schulden kommen, wodurch diese so erbittert wurden, daß sie das Dorf Steinhöfel überfielen, den Krüger samt seinem Sohne gefangen nahmen und beide nach Müncheberg führten. Dort ließen sie den Vater kurzer Hand aufhängen, den Sohn aber behielten sie in Gefangenschaft zurück. Da nun Steinhöfel ein bischöfliches Lehen war, so war der Bischof Dietrich über den Eingriff in seine Rechte sehr aufgebracht, und die Sache schien eine bedrohliche Wendung für Müncheberg nehmen zu wollen. Da brachte der Kurfürst Joachim am Mittwoch nach Judica 1516 zu Köln an der Spree einen Vergleich zwischen den beiden Parteien zustande. Den Münchebergern wurde befohlen, den Erhängten vom Galgen abzunehmen und in geweihter Erde zu begraben. Sein Sohn wurde in Freiheit gesetzt. Die beiden Bürgermeister aber mußten sich mit allen, welche sich an dem Überfalle beteiligt hatten, nach Fürstenwalde begeben und dort den Bischof um Gnade bitten. Zur Strafe verlor Müncheberg die

\*) Urkunde in Gercken's cod. dipl. Brandenb. IV. 383.

\*\*\*) Landbuch Kaiser Karl IV. (Berl. von Decker, Berlin 1781.)  
Seite 9, 14, 17, 18.

Weide auf der Stadtheide, welche dem Dorfe Schönfelde überlassen wurde. Erst 1851 hat die Stadt von dem Dorfe durch eine Ablösungssumme von 3000 Mark ihr altes Recht wieder erworben. Bei einem späteren Umbau der Pfarrkirche entdeckte man alte Wandgemälde, welche die geschilderten Vorgänge darstellten. Leider sind dieselben wieder übertüncht worden, doch befindet sich eine Abbildung in dem in Müncheberg eingerichteten Museum.

Der erste bekannt gewordene evangelische Pfarrer, Blasius Betthinus, wurde 1567 in Müncheberg angestellt; der Name seines Vorgängers, der schon 1541 bei der allgemeinen Visitation in sein Amt eingeführt wurde, läßt sich nicht ermitteln. Betthinus starb 1605 an der in der Stadt wütenden Pest und liegt vor dem Altare in der Kirche begraben.

Als 1542 ein allgemeines Aufgebot zu einem Kriegszuge gegen die Türken erging, da stellte auch Müncheberg sein Fähnlein Bewaffneter. Die Märker haben unter dem Oberbefehl ihres Kurfürsten Joachims II. tapfer gefochten, obwohl die Erfolge des Krieges nur gering waren, die nun aufzubringende Türkensteuer aber desto größer.

Entsetzliche Leiden kamen über die Stadt im 30jährigen Kriege, und als sich der Kriegslärm nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's, des großen Kurfürsten, mehr und mehr verzog, wurde sie 1641 von einem furchtbaren Brande heimgesucht, welcher nur sechs Häuser verschonte. Noch 1721 zählte man 34 wüste Brandstellen.

Am 18. Januar 1701 nahm der Kurfürst Friedrich III. in Königsberg den Königstitel an; auf seiner Rückreise nach Berlin kam er am 17. März auch nach Müncheberg, wurde hier von den Behörden und der Bevölkerung feierlich empfangen und bewies sich sehr gnädig. Unter seiner Regierung vermehrte sich die schon früher begonnene Einwanderung französischer Reformirter, sodaß dieselben nunmehr eine ziemlich zahlreiche Gemeinde bildeten und unter einen besonderen Richter gestellt werden konnten. Viele von den eingewanderten Häusern wurden von den Einwanderern wieder aufgebaut, wie denn durch sie der Wohlstand des Städtchens erheblich wuchs. Die französische Kolonie erbaute mit des Königs Genehmigung eine reformierte Kirche, welche am 5. Oktober 1710 unter Anwesenheit eines königlichen Adjutanten eingeweiht wurde.

Einen Blick in die socialen Verhältnisse und die Sicherheitspolizei in den kleineren Städten in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts gewährt das noch vorhandene, 496 Folioseiten umfassende Erkenntnis vom Jahre 1777 aus einer Untersuchung gegen eine Mordbrennerbande, welche 1776 in der Stadt ihr Wesen getrieben und die Einwohner in große Angst versetzt hatte.\*) Die Bande war sehr zahlreich, und zu ihr gehörten merkwürdigerweise die einflußreichsten Beamten der Stadt, nämlich die beiden Bürgermeister Kühle und Paetsch. Außerdem waren noch andere Personen aus der Stadt und der Umgegend beteiligt.

\*) Vergl. Kuchensbuch, die Mordbrennerbande von Müncheberg im Jahre 1776. — (6. und 7. Heft der Mitteilungen des Historischen Vereins zu Frankfurt a. Oder.)

Täglich wurden die Bürger durch Feuerlärm erschreckt, Scheunen und Häuser gingen in Brand auf, auch im Rathause fand man mehrfach Spuren von Brandstiftung. Die Brandstifter verfolgten den Zweck, bei dem entstehenden Lärm Diebstähle auszuführen. So richteten sie ihre Pläne auch auf die Beraubung der Kreiskasse, die jedoch nicht gelang. Der Bürgermeister Kühle führte bei den eingehenden Anzeigen die Untersuchung gegen seine Spießgesellen nur zum Scheine, bis endlich doch einige Angeschuldigte festgenommen wurden. Diese machten umfassende Geständnisse, worauf auch die Verhaftung von Kühle erfolgte. Kühle starb im Gefängnis. Drei andere Mitschuldige wurden zum Tode verurteilt und in Frankfurt a. Oder, wo sie sich in Haft befanden, hingerichtet.

Im siebenjährigen Kriege mußte Müncheberg, da die Stadt damals an der großen Heerstraße von Berlin nach Frankfurt lag, in Folge der vielen Truppenmärsche große Opfer bringen, auch in den Jahren 1806 bis 1808 traf sie das harte Los, an die französischen Stadtkommandanten 12986 Thaler Kriegsgelder zu zahlen. Trotz dieser ungeheuern Lasten erholte sich die Stadt verhältnismäßig schnell, da sie in Folge des lebhaften Postverkehrs der Mittelpunkt mannigfaltiger Handelsbeziehungen war. Manchen glänzenden Gast hat damals Müncheberg in seinen Mauern gesehen, so am 17. Mai 1838 die Kaiserin von Rußland und die beiden Großfürsten Nikolaus und Michael. Die hohen Herrschaften unternahmen am 18. Mai einen Ausflug nach dem reizend gelegenen Städtchen Buckow und setzten am folgenden Tage ihre Reise nach Berlin fort.

Noch jetzt gewährt Müncheberg durch seine Stadtmauern, in welchen zwei Thore den Zugang bilden, ein mittelalterliches Bild. Bei einem der Thore hängt eine Keule, in deren Nähe man den alten Spruch angebracht hat:

„Wer seinen Kindern giebt das Brot  
Und leidet dabei selber Not,  
Den schlag' man mit der Keule tot.“

## XVIII. Die Gründung der Stadt Frankfurt a. O. und ihre erste Entwicklung.

Die Stadt Frankfurt wurde am 1. Januar 1827 unmittelbar unter die Regierung gestellt und damit von dem Kreise Lebus getrennt; sie darf aber hier als die bedeutendste Niederlassung im ehemaligen alten Lande Lebus nicht unerwähnt bleiben.

Als im Jahre 1250 zwischen dem Erzbischof Wilbrand v. Magdeburg und den brandenburgischen Markgrafen Johann I. und Otto III. eine Teilung des Landes Lebus erfolgte, war auf dem Gebiete der heutigen Stadt Frankfurt bereits eine deutsche Niederlassung vorhanden, welche unmittelbar an der Oder lag. Wann diese Kolonie gegründet wurde, läßt sich nicht ermitteln. Jedenfalls waren fränkische Kaufleute durch die für Handel und Schiffahrt günstige Lage angelockt worden, an der linken Seite der Oder in der Gegend etwa vom heutigen Magazinplatz bis zur Brückthorstraße einen Handelsplatz anzulegen. Dies

ist der älteste Teil der späteren Stadt Frankfurt. Eine der ersten Aufgaben der deutschen Kolonisten bestand darin, als Mittelpunkt ihres Gemeinwesens eine Kirche zu bauen (die heutige reformierte Kirche), welche sie dem heiligen Nikolaus, dem Schutzpatrone der Kaufleute, Fischer und Schiffer, widmeten. Auf dem freien Platze um die Kirche wurden schon damals Märkte abgehalten. Auch ein Rathaus hatten die deutschen Ansiedler gebaut, welches sich in der Gegend des alten Gymnasialgebäudes (Ecke der Oder- und Breitenstraße) befand. Ebenso war ein Kloster vorhanden. Jobst\*) beschreibt das alte Frankfurt folgendermaßen:

„Dieselbige Stadt ist damals gewesen vom Lubusischen Thore an bis an das jezige Brücken-Thor, wie es iz und gebauet ist, da denn das Mönche-Kloster Franciscanorum gestanden, numehr Bürgerliche Häuser sein. Aber in der andere Erbauung der Stadt ist dasselbige Kloster dahin gebauet, da es iz und stehet, gegen St. Nikolai-Kirchen über auff der einen Seiten, auf der andern aber dem Bernhardiner oder Theologorum Collegio und Sanct Jakobs Spital über, hinter welchem Kloster heutiges Tages ein ansehnlicher Turm besunden, dadurch man an die Oder die Zu- und Abfuhr gehabt, wie noch Anzeigung vorhanden. St. Niclas-Kirche ist damals die Pfarr-Kirche gewesen, das Rath-Haus nahe dabay, so jeziger Zeit auch ein Bürgerlich Haus ist, nicht weit von der Juristen Collegio gelegen.“ \*\*)

Durch die deutschen Ansiedler waren die Wenden, welche vorher an beiden Seiten der Oder ihre Wohnsitze hatten, auf das rechte Oderufer gedrängt worden, — auf den sogenannten Zliviß, die heutige Dammvorstadt. Daß die Gegend um Frankfurt ein Hauptsitz der Wenden war, beweisen die umliegenden Dörfer, welche wendischen Ursprungs sind, so Ribetiß (Reipzig), Sweß (Schwetig), Dretthyn (Trettin), Boß (Booschen), Wriezsig (Brieskow), Elißo (Eljestow). Auf den Höhen bei Lossow und Reitwein sollen einst wendische Tempel gestanden haben. Außerdem hat man in der Nähe von Frankfurt Spuren (Urnen) wendischer Begräbnisstätten gefunden, so in Aurith, Eljestow, Booschen, Runersdorf, Lichtenberg u. s. w. Die sogenannten „Näpfschensteine“ sind alte wendische Opferaltäre.

Der Name des Ortes (in alten Urkunden Frankenvorde, Brankenfurt, Brankenvorde, Francfurd, Frankfurd) ist darauf zurückzuführen, daß hier von alters her eine sehr bequeme Überfahrt (Fähre, Furt) für die nach Polen handelnden deutschen Kaufleute, die man mit Vorliebe Franken nannte, gewesen ist.

Den askanischen Markgrafen Johann und Otto lag die Ausbreitung des Deutschtums sehr am Herzen. Sie beauftragten deshalb einen zuverlässigen Mann, den Ritter Gottfried von Herzberg (Godinus von Herzyberg), den Flecken Frankfurt in geeigneter Weise zu einer Stadt zu erweitern. Dies war damals das allgemein übliche Ver-

\*) „Kurze Beschreibung der alten löblichen Stadt Frankfurt a. Oder“ 1561. (Herausgegeben von Joh. Christoph Beckmann. 1706.) Seite 4. —

\*\*\*) Die Verlegung des Franziskanerklosters erfolgte 1270.

fahren, aus einem bereits vorhandenen märkischen Orte eine Stadtgemeinde zu bilden. \*) Gewöhnlich war die Stätte der späteren Stadt bereits besiedelt; fast immer waren auf ihr ein slawisches Dorf und ein christliches Gotteshaus vorhanden. Es wurde nun zunächst durch die Zusammenlegung ländlicher Grundstücke, durch Waldrodungen und durch Urbarmachung von Sümpfen und Luchen eine ausgedehntere Feldmark geschaffen. Auf dem günstigsten Platze, nicht allzufern von der alten Ansiedelung, wurde dann mit Planken ein Fleck Landes eingezäunt. Hierauf erfolgte die Einteilung der Feldmark in einzelne Grundstücke, die zu billigen Preisen verkauft wurden. Das Baumaterial wurde fast immer unentgeltlich geliefert, so namentlich das Bauholz. Eine andere wesentliche Förderung der neuen Ansiedelung bestand in dem Erlasse der Abgaben während der ersten Jahre, in der Bewilligung der sogenannten „Freijahre“, sodaß nunmehr in aller Ruhe die ersten städtischen Einrichtungen getroffen, der Rat und die städtischen Obrigkeiten gebildet werden konnten.

Der vom Landesherrn ernannte Stadthauptmann oder Schultheiß (Advocatus, Praefectus) hatte die Aufgabe, den ihm überwiesenen Ort mit Wällen und Mauern zu besetzen, die Verwaltung zu ordnen und Recht zu sprechen. Daraus erklärt sich die Errichtung so vieler Städte durch Edelleute. Für ihre Mühewaltung wurden dieselben in der Regel durch Ländereien entschädigt. Befand sich in der Stadt eine Burg oder ein Schloß, so schlug hier der neue Stadthauptmann seine Wohnung auf; die Gebäude aber blieben meist Eigentum des Landesherrn. In dieser Bedeutung ist der Markgraf Johann der Stifter der Stadt Frankfurt a. Oder. Nicht als ob der Ort selbst überhaupt erst von ihm gegründet worden wäre; Frankfurt wurde nur zu einer deutschen Stadt mit Berlinischem Rechte erhoben.\*\*)

Die Stiftungs- oder Fundationsurkunde wurde von dem Markgrafen am 14. Juli 1253 \*\*\*) in Spandau ausgestellt. Dieselbe hat in möglichst genauer Übertragung folgenden Wortlaut: „Im Namen der heiligen unteilbaren Dreieinigkeit. Amen. Johann, von Gottes Gnaden, Markgraf von Brandenburg, allen allezeit Gruß. Menschliche

\*) Wohlbrück I. S. 185 ff. Anlegung neuer Städte im 13. Jahrhundert — D. Schwebel, Geschichte der Stadt Berlin. 1888. Seite 79 ff. — A. Zimmermann, Beitrag zur Geschichte der märkischen Städte. Berlin 1837.

\*\*) Für die Verfassung der märkischen Städte waren zwei Vorbilder maßgebend: Magdeburg oder Lübeck. Oft nahmen jedoch die neuen Städte nicht unmittelbar Magdeburgisches oder Lübeck'sches Recht an, sondern wandten sich an eine ältere Stadt, die ihr Recht bereits von den genannten Orten erhalten hatte. So hat Brandenburg das Magdeburgische, Berlin das Brandenburgische und Frankfurt das Berliner Recht erhalten.

\*\*\*) Unsere Vorfahren setzten die Gründung Frankfurts schon in das Jahr 146 n. Chr. unter den römischen Kaiser Antoninus Pius. Diese merkwürdige Angabe findet sich zuerst in Sebastian Münster's Cosmographie vom Jahre 1550, demnächst in der „Beschreibung der Stadt Frankfurt a. Oder“ von Wolfgang Jobst, 1561. Beckmann hat sie in die von ihm 1676 u. 1706 besorgten Ausgaben des Jobst'schen Buches ohne kritische Bemerkung aufgenommen. (Vergl. Dr. Rasmus, Über die fabelhafte Urgeschichte von Frankfurt a. Oder. 15. bis 17. Heft der „Mitteilungen des Historischen Vereins zu Frankfurt a. Oder“ 1885.)

Handlungen werden leicht vergessen, wenn sie schriftliches Zeugnis nicht aufbewahrt; denn treu bewahrt die Schrift ein Zeugnis und läßt, wenn die Menschen sterben, nichts von dem untergehen, was ihr anvertraut worden ist. Darum wollen wir kund thun allen in Christo Gläubigen, gegenwärtigen und zukünftigen, daß, da wir nach dem wohlwollenden Rat unserer Getreuen dem Godinus genannt von Herzyberg das Recht verliehen, die Stadt Brankenborde zu bauen, wir dieser Stadt 124 Hufen in Weiden und Aekern beigelegt haben, doch so, daß uns von jeder der 104 zum Ackerbau bestimmten Hufen eine jährliche Abgabe von einem Bierding (fertou) gezahlt werden soll. Außerdem fügen wir zu der genannten Stadt von dem jenseits der Oder gelegenen Lande 60 Hufen, von denen jede, welche als Acker bestellt werden kann, nach Verlauf der Freijahre uns einen Bierding zahlt. Das Übrige mag sodann zum gemeinen Besten genutzt werden. Auch geben wir den Einwohnern dieser Stadt eine Wiese und eine Insel, welche an ihre Acker stößt und an deren Grenze gelegen ist. Nach Verlauf der 7 Freijahre, welche wir vom nächsten Martinifeste ab dieser Stadt voraus bewilligt haben, wollen wir, daß sie sich desselben Rechts als Berlin erfreue. Ferner sollen in besagter Stadt sowohl Käufer als Verkäufer keinen Zoll zu entrichten haben, sobald der Wert der Ware zwei leichte Denare oder einen schweren Solidus (ca. 2 Mark heutigen Geldes) nicht übersteigt, auch nicht beim Handel mit Gemüse, Eiern, Käse, Butter, Hering und Fischen und beim Hausverkauf. Doch von jeder Art Waren, welche in besagter Stadt eingeführt werden, soll die gesetzliche Abgabe geleistet, dagegen von Handelsgegenständen, welche um Denare gekauft oder verkauft werden, soll unmittelbar weder Abgabe gegeben, noch gefordert werden. Auch wollen wir, daß die Deposition von Waren, welche gemeinhin „Niederlage“ genannt wird, bei der Stadt verbleiben und anderswohin durchaus nicht verlegt werde. Ferner gestatten wir den Bau eines Kaufhauses und was man sonst zum Nutzen der Stadt einzurichten und zum Verkehr derselben anzulegen für nötig hält, jedoch mit Vorbehalt einer bestimmten Abgabe von drei Denaren von jedem Kaufstande im Kaufhause und auf den Jahrmärkten. Vorstehende Anordnung soll auch beobachtet werden auf dem Markte bei St. Nikolai. Wenn sie eine Brücke mit eigenen Kräften und Mitteln erbauen, geben wir solche zum Besten der Stadt frei und offen, doch so, daß wenn hiernächst eine Abgabe entrichtet werden sollte, solche nach unserem und der Bürger Ermessen festgestellt werden muß. Ebenso erteilen wir allen Bürgern zusammen die Erlaubnis, in der Oder ober der Stadt stromaufwärts eine Meile und stromabwärts eine halbe Meile zu fischen, Hasen zu jagen und Rebhühner und andere Vögel zum Vergnügen zu fangen, jedoch solche nicht zum Gewinn zu verkaufen. Wenn wir aber beschließen sollten, daß künftig über der Oder an dem Orte, der Glinitz heißt, eine andere Stadt erbauet werde, so soll der Schultheiß jener Stadt eben das Recht erhalten, welches dem Schultheiß dieser Stadt verliehen ist. Damit aber alles Vorangeführte von uns und unseren Nachfolgern unverbrüchlich beobachtet werde, so haben wir vorstehende Schrift abfassen und durch Anheftung unseres Siegels be-

kräftigen lassen unter Buziehung geeigneter Zeugen, deren Namen diese sind: „Heinrich Bincerna von Spandow, Albert Marschall, Heinrich von Snetlingen, Borutus, Schultheiß von Lebus, Marsilius von Berlin, Theodorich von Blumenberg, Heinrich Trüde, Heinrich von Werbenne und mehrere andere. Geschehen zu Spandow im Jahre des Herrn 1253, Tags nach der Heil. Magarete (14. Juli).“ \*)

Diese Urkunde ist verloren gegangen. Es existiert von ihr nur noch eine Abschrift in einer Urkunde des Markgrafen Hermann vom Jahre 1307. Wir wissen aber, daß sich die Frankfurter Bürger an ihre etwas ältere Schwesterstadt Berlin \*\*) wandten und um Belehrung für ihre städtischen Einrichtungen baten. Die Gesamtheit der Berliner Ratmannen säumte nicht, der neugegründeten Stadt Frankfurt die erbetene Rechtsbelehrung zu erteilen. Sie schrieben ihre Vorschläge auf ein Pergament und stellten damit eine der ältesten Berliner Urkunden aus. Dieselbe ist undatiert, stammt jedoch wahrscheinlich aus dem Jahre 1253 und trägt das älteste Siegel Berlins mit folgender Umschrift:

„Sigillum de Berlin Burgensium.“

Im Siegelfelde ist ein burgähnliches Stadthor mit hohem Mittel- turm und zwei mit goldenen Kugeln geschmückten Nebenbauten. Unter dem Mittelthurm befindet sich in einem herzförmigen Schilde der Adler Brandenburgs. Rechts und links davon stehen Mauertürme mit Zinnen- umgängen.\*\*\*)

Aus der Urkunde ersehen wir, daß der Rat in Berlin seines Amtes streng waltete. Wer falsches Maß und Gewicht führt, wird mit 300 Mark heutiger Münze bestraft. Schlechtes Brot wurde mit Beschlag belegt, im Wiederholungsfalle zahlte der Bäcker 5 Schillinge (40 Mark) Strafe. Schlechtes Tuch wurde verbrannt. Weiber mit bösen Zungen mußten den „Lästerstein“ tragen, d. h. es wurde ihnen eine Steinlast über die Schultern gelegt, die den Kopf niederbeugte. Wer einen Rat- mann beschimpfte, mußte 300 Mark Buße zahlen. Betrüger wurden auf den „Schubstuhl“ (eine Art Pranger) gesetzt. Handwerker durften ohne Genehmigung des Rates keine Innung bilden; doch war diese Erlaubnis schon mehrere Male erteilt worden. Die Obermeister aber wurden vom Rate ernannt. Dieser gliederte sich in einen alten und in einen neuen Rat; letzterer regierte, jener war anscheinend die beratende Behörde. Die Mitglieder des neuen Rates wurden von denen des alten Rates gewählt. Die Zünfte hatten anfangs keinen Teil am Stadt- regimente, auch war die geringere Bürgerschaft nicht durch „Berordnete“ vertreten. Die Berliner Verfassung war demnach damals eine völlig aristokratische, d. h. die Leitung der städtischen Angelegenheiten lag

\*) Spieker, Geschichte der Stadt Frankfurt a. D. 1853. S. 4 u. 5. — Niesel- cod. dipl. Brand. XXIII. 1. 2.

\*\*) Nach Fidicin, Geschichte der Stadt Berlin (1837), wurde Berlin in der Zeit von 1225—1232 zur Stadt erhoben.

\*\*\*) Schwebel, Geschichte der Stadt Berlin. I. Seite 88 ff. Die Urkunde befindet sich im städtischen Archiv zu Frankfurt a. D. — Abbildung des ältesten Stadtsiegels von Berlin im 7. Bande der „Märktischen Forschungen“. Berlin 1861.

ausschließlich in den Händen der durch Wohlhabenheit ausgezeichneten Geschlechter, durch welche die übrigen Einwohner scharf im Zügel gehalten wurden.

In Frankfurt scheint sich erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts ein regierendes Ratskollegium gebildet zu haben. Daß aber die städtische Verfassung nach dem Muster der Berliner eingerichtet war, ergiebt sich aus einem 1442 geschlossenen Vergleiche, wonach in Frankfurt ebenfalls ein alter und ein neuer Rat vorhanden waren, deren jeder aus drei Bürgermeistern und 9 Ratmannen bestand. Im Jahre 1506 gehörten zum Frankfurter Magistrat 6 Bürgermeister, 6 Rämmerer und 12 Ratmannen. \*) Frühzeitig finden wir im Rate vertreten die reichen Familien der Hokemann, Nymeck, Petersdorfe, Lichtenberge, Quentyn, Rackow, Belkow, Affen, Winse, Grosse, Wale, Buchholz u. s. w. und von den übermütigen Stadtkjunkern wird manch toller Streich erzählt.

Im Gegensatz zu Berlin gewannen jedoch die Zünfte, die sich in Frankfurt frühzeitig gebildet hatten, auf das Stadtre Regiment bald Einfluß. Schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden die Ältesten (Altmeister, magistri operum) der Knochenhauer- (Fleischer-), Bäcker-, Tuchmacher-, Schuster- und Lohgerber-Gilde zu den Beratungen des Rates regelmäßig hinzugezogen. Später erhielten auch die übrigen Handwerke von dem Rate mancherlei Privilegien, so namentlich im Anfange des 15. Jahrhunderts die Goldschmiede, Sattler, Kannen- oder Zinngießer, Kürschner, Senkler, Weißgerber, Leinweber und Hutmacher.

Die erste Kunde von einer Schützengilde zu Frankfurt erhalten wir durch eine Urkunde vom 28. Februar 1406, welche sich im Archiv der Stadt befindet.\*\*) Da aber die Gilde sich in dieser Zeit bereits als vermögend erweist und Ältäre gründet, so läßt sich wohl annehmen, daß sie in früherer Zeit entstanden sein wird. Im Jahre 1406 finden wir in ihr viele vornehme und ratsfähige Bürger.\*\*\*)

Etwas später trat in Frankfurt eine Kalandsgilde ins Leben, d. h. eine Vereinigung, welche neben der Pflege der Geselligkeit besonders Wohlthätigkeitszwecke verfolgte und außer Armen und Kranken auch dürftige Reisende unterstützte. Sie besaß in Frankfurt zwei geräumige Häuser.

Der Rat besoldete eine erhebliche Anzahl von Unterbeamten. Dies ersehen wir aus dem interessanten Stadtbuche von Frankfurt, welches der Ratschreiber und Magister Nikolaus Teymler, ein mit sämtlichen städtischen Verhältnissen sehr wohlbekannter Mann, im Jahre 1516 anfang und in den folgenden Jahren fortsetzte.†) Das wichtige Buch ist auf pergamentene Folioblätter in der bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts gewöhnlichen Kursivschrift geschrieben

\*) Wohlbrück III, 62. 64.

\*\*) Riebel, Cod. dipl. Brand. 1. Hauptteil, 23. Bd. S. 143.

\*\*\*) F. Sobel, Die Schützengilde zu Frankfurt a. D. Ein historischer Abriss. 1877.

†) Abgedruckt bei Zimmermann, Märkische Städteverfassungen. Berlin. 1838. II. Teil.



und berührt sämtliche Vermögens- und Verwaltungs-Angelegenheiten der Stadt Frankfurt, sowie die in ihr bestehenden Innungs-Privilegien. Der erste Diener des Rates war der Stadtschreiber; außerdem gab es Wagemeister, Zolleinnehmer, Brückenwärter („mitten vñ der Bruck“), Thorwärter und Thorknechte, Fischmarktmeister, Turmwächter oder „Trameter“, welche zu bestimmten Stunden vom Turme bliesen, Reitdiener, die „des Rates Pferde“ fütterten, Heidereiter, „Beynle“, die die Angeklagten vor den Rat führten, Läufer, („Loffer“) oder Stadtboten, Büttel u. s. w. In der Vorhalle der Marienkirche, der sogenannten Klausen, saß der Klausener (Klausner), der Almosen für die Armen sammelte, die Kirche schloß und öffnete, die Lampen anzündete und auslöschte zc. Die Wachen auf den Stadtmauern aber kontrollierte ein besonderer Wachseher, in der ältesten Zeit „Schlusswechter“ genannt, während auf der Ruhbrücke vor der Stadt „Tag und Nacht mit Weybe und Kynd“ der Ruhbürger („Roberger“) hauste, die „Brücken vñ vnd zu schloß“ und mit dem Heidevogt den Stadtwald beritt. Im Herbst mußte der Vogt aus des Rates Dörfern den Zehnten einholen. Es bekam jeder Bürgermeister 4 Gänse und 12 Hühner.

Die Rechtspflege und die Polizeiaufsicht lagen in den Händen des Stadthauptmannes oder Schultheißen. Gottfried v. Herzberg, der erste, welcher in Frankfurt diesem wichtigen Amte vorstand, vererbte es an seine Nachkommen. Ihm, als dem Vertreter des Landesherrn und obersten Richter der Stadt, standen die Schöffen oder Schöppen zur Seite, welche aus der Bürgerschaft gewählt und vom Rate bestätigt wurden. Der Markgraf Waldemar übertrug 1318 das fünf Jahre früher von ihm im Lande Lebus gestiftete Fehmgericht („das höchste Gericht“, summum iudicium), welches sich nur mit Kriminal-Sachen beschäftigte, auf den Rat der Stadt Frankfurt. In der betreffenden Urkunde heißt es: „Wi Woldemar von der ghenaden godes tu brandenborgh vnt tu luythz eyn margreue bekennen vnd betugen openbarn, dat wi den vromen luden vsen romannen tu frankenuorde hebben ghegeuen tu rychtene up or ede (ihre Eide) dy si vns gesworen hebben ouer alle misdedyge (missethätige) lude dy dat hongeste gerichte versculdet hebben in vseme lande tu lubz, si sin rouere dyffe oder mordern erzebreker“ zc.

Bis 1504 blieb der Rat im Besitze der Kriminalgerichtsbarkeit. Als die Ratmannen in dem letzterwähnten Jahre jedoch ohne landesherrliche Genehmigung einen Raubritter auf dem Marktplatze hinrichten ließen, wurde der Stadt vom Kurfürsten Joachim I. jegliche Gerichtsbarkeit genommen und erst fünf Jahre später teilweise wieder eingeräumt.\*)

Aus dem Fundationsbriefe vom 14. Juli 1253 ergibt sich, daß der neuen Stadt Frankfurt 124 Hufen auf der linken Seite der Oder beigelegt wurden. Von einer Entschädigung des Ritters Gottfried

\*) Vergl. Bieder u. Pohlant, Frankfurt a. D. 1886. Trowitsch & Sohn. S. 93. „Eine Hinrichtung in Frankfurt a. D.“

von Herzberg ist jedoch nicht die Rede. Wahrscheinlich war er in der Gegend selbst begütert. Außer den erwähnten 124 Hufen befanden sich 60 Hufen des Stadtgebietes auf dem rechten Oderufer und umfaßten nicht nur die jetzige Dammvorstadt (Blivitz), sondern auch eine Wiese, eine Insel und daranstoßende Äcker. Damit ist wahrscheinlich eine sumpfige, brüchige Landstrecke gemeint, welche nördlich von den Lebuser, westlich von den Trettiner und im Süden und Osten von den heutigen städtischen Wiesen umschlossen ist.

Bestätigt wurde der Stadt das Niederlags- oder Stapelrecht. Danach mußten alle durch den Ort gehenden Kaufmannswaren auf einem Plage an der Oder, am Ende der Bischoffstraße, der sogenannten „Niederlage“, in Frankfurt verbleiben „bis an den dritten Sonnenschein“. Die Stadt erhob nicht nur einen einträglichen Zoll von diesen Waren, sondern die Bürger hatten auch Gelegenheit, billige Einkäufe zu machen. Der Zoll betrug von einer Last Heringe für den Fremden beim Ausladen 26 Pfennige (1 Pfennig = ca. 6 Pfennige heutigen Geldes), beim Wiedereinschiffen 3 Groschen, für den Frankfurter Bürger im ersten Falle 13 Pfg., im anderen 12 Pfg., von einem Fasse Thran für den Bürger 1 Pfg., für den Fremden 2 Pfg., von einer Tonne Hirse 2 und 4 Pfg., von einem Sack Wolle 4 Pfg., von einer Kiepe gesalzener Fische 8 Pfg., von einem Centner Blei, Kupfer u. 4 Pfg. u. s. w.\*)

Aus den Jahrmärkten, welche auf dem freien Plage bei St. Nikolai abgehalten wurden, haben sich im Laufe der Zeit die Messen entwickelt. Frankfurt gehört also zu den Städten, welche in frühester Zeit Vereinigungspunkte für den Großhandel wurden, wie Leipzig, Frankfurt a. M., Braunschweig u. s. w. Die hiesige Oberbrücke war von alters her ein wesentlicher Übergangspunkt für den Handelsverkehr zwischen Osten und Westen. Ferner führten die alten Landstraßen, die Frankfurt durchschnitten, in weiter Umgegend nach den Nachbarländern, namentlich nach Pommern, Polen, Preußen, Schlesien, Böhmen, Bayern, Hessen, Sachsen, Hannover, Holstein und Mecklenburg. Nach diesen Ländern hat sich der Messverkehr auch gewendet, am meisten nach dem Osten. Auch Italiener, Franzosen, Engländer und Türken erschienen auf den Messen. Stets waren alle deutschen Staaten und Polen vertreten. Die zuerst hergeführten Waren bestanden aus Tuchen, die besonders in der Mark und in der Lausitz gefertigt wurden, dann auch in Sachsen und Schlesien. Zu diesen trat die Leinwand teils aus der Mark, teils aus Sachsen und Schlesien hinzu. Felle, Leder, Pelzwerk, Honig und Wachs wurden besonders aus Polen hergebracht. Schon früher wird der Handwerker-Waren gedacht, besonders der Waren der Tischler, Stuhlmacher, Schmiede, Kesselmacher, Schuhmacher u. Die Höfer brachten Verzehrungsgegenstände; auch die Pferde- und Viehmärkte waren bedeutend. Ganze Herden wurden aus Polen und Pommern angetrieben. Hiermit sind die ersten Messwaren,

\*) Wohlbrück III, 88. 89.

ihre Ursprungsorte und ihre Verkäufer bezeichnet. Mit großen Beschwerden zogen die letzteren auf den schlechten Landwegen heran. Mancher wird seine Ware auf dem Rücken hergebracht haben, die Zunftgenossen aber in den Städten vereinigten sich zur Benutzung von Wagen zu ihren Warentransporten. So trafen große Züge, den Karawanen ähnlich, hier ein, und es waren während der Messzeit in den Mauern der Stadt Tausende von Fremden anwesend. Die frühesten Einkäufer waren Personen, welche ihre eigenen Bedürfnisse befriedigen wollten, dann sind Kaufleute eingetreten, die für die Heimat sorgten und den Zwischenhandel einführten. Damit bildete sich der Großhandel und der eigentliche Messverkehr aus. \*)

Die neue Stadt blühte kräftig empor und zeigte bald bedeutenden Wohlstand. Die Zahl der Einwohner vermehrte sich rasch. Dies geht aus einer Urkunde vom Jahre 1294 hervor, nach welcher bereits 10 jüdische Schlächter in der Stadt vorhanden waren, denen es erlaubt war, wöchentlich 50 Stück Vieh zu schlachten. Die Planken, mit welchen die Stadt anfangs umgeben war, verwandelten sich bald in hohe und dichte Mauern mit festen Türmen und breiten Gräben und Wällen. Frankfurt macht auf den ältesten Abbildungen ganz den Eindruck einer starken Festung.\*\*) Die Hauptbefestigungen waren bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts vollendet. Die Stadt hatte auf der Landseite eine doppelte, auf der Wasserseite eine einfache Mauer mit mehr als 50 Schutz- und Trutztürmen, in denen sich im Jahre 1572 nicht weniger als 42 Haushaltungen befanden. Noch 1714 waren 49 Türme vorhanden, von denen 26 bewohnt waren. Mehrere derselben dienten zu Gefängnissen, darunter einer für strafwürdige Studenten („der Studenten-Turm“). Drei mächtige Thore, das Gubener-, Lebuser- und Brückenthor, bildeten den Eingang zur Stadt.

Allmählich sind alle diese Befestigungen bis auf wenige Reste der alten Stadtmauer abgetragen worden. Am längsten hielt sich der am Gubener Thore stehende Turm, der erst 1838 seinen Vorgängern in die Vernichtung folgte, nachdem er schon im 30jährigen Kriege bei der Eroberung der Stadt durch die Schweden (1631) zum größten Teile zerstört worden war.

Bei der Erweiterung der Stadt, die nach einem regelmäßigen Plane erfolgte, wurde der Bau einer zweiten Kirche, der Marienkirche, in Angriff genommen, wie in anderen Städten (Berlin, Spandau, Potsdam etc.), wo ebenfalls zuerst Nikolaikirchen bestanden, denen späterhin Marienkirchen mit einem zweiten\* Markte folgten. — Der Bau der neuen Kirche in Frankfurt war schon im Jahre 1300 soweit fortgeschritten, daß im Chor Gottesdienst gehalten werden konnte. Die Einweihung der Kirche erfolgte um das Jahr 1325. Sie gehört unstreitig zu den schönsten Kirchen der Mark. Eine der ältesten Urkunden des Kirchenarchivs ist ein Ablassbrief vom Jahre 1300,

\*) Philippi, Die Messen der Stadt Frankfurt a. D. Frankfurt a. D. 1877.

\*\*) Vergl. Dr. Rasmus, Die ältesten Abbildungen der Stadt Frankfurt a. D. (6. und 7. Heft der Mitteilungen des Historischen Vereins zu Frankfurt a. D. 1867.)

ausgestellt von einem Erzbischof und vier Bischöfen zu Rom, worin allen denjenigen, welche zum Ausbau der Kirche und zur Anschaffung von Geräten beitragen würden, der Erlaß von 40 aufgelegten Bußtagen verheißen wird.\*)

Von dem großen Wohlstande der Frankfurter Bürger zeugen die in der Kirche von reichen Familien zu Ehren der Apostel und Heiligen gestifteten Altäre, sowie die umfangreichen Dotationen der Kirche. Als 1506 die Universität in Frankfurt eröffnet wurde, hob der Professor Arungia in seiner Weiherede in der Kirche rühmend hervor, daß dieselbe nicht weniger als 36 Altäre besitze. Schon im 14. Jahrhundert erwarb die Stadt die Dörfer Trettin, Booszen, Reipzig, Kuniz, Eljestow, Schwetig, Tzscheschnow, Kunersdorf und Reitwein. Außerdem besaßen die vornehmsten Bürger viele Güter im Lande Lebus, u. a. in Tscheschnow, Gohliz, Briestow u.

Nach einem Schopregister von 1572 hatte die Stadt vier Bezirke: das Pfarrviertel, das Nonnenviertel, das Grapengießerviertel und das Judenviertel.

Das Pfarrviertel umfaßte den Stadtteil, in welchem die Marienkirche und das Rathaus lagen. Eins der stattlichsten Gebäude war hier der Bischofshof, das Absteigequartier der Bischöfe von Lebus. Die Junkerstraße — seit dem 17. Jahrhundert so genannt von einem Hause, wo die brandenburgischen Prinzen wohnten, wenn sie in Frankfurt studierten — hieß damals Giebelgasse, weil die Häuser die Giebel nach der Straße zu kehrten, während die Forststraße den Namen Worst- (Worst-) oder Wurstgasse führte. In dem Nonnenviertel lagen das Franziskanerkloster, das große Kalandshaus, das alte Rathaus und das Jakobi-Hospital, wo arme Frauen nach klösterlicher Regel lebten, von denen der Stadtteil seinen Namen trug.

Zu dem Grapengießerviertel gehörten die Grapengießergasse (jetzige Regierungstraße), die Nichtstraße, die Tuchmacherstraße (Wullenwebergasse), Schmalzstraße, Rosenstraße und Collegienstraße (so genannt von dem ehemaligen Collegio philosophico, dem heutigen Realgymnasium). — Unter einem Grapen versteht man einen großen eisernen Kochtopf. Da eine Zunft der Grapengießer in Frankfurt kaum vorhanden gewesen sein dürfte, so ist der Name des Stadtteiles schwer zu erklären. Es wäre denn, daß man das Wort von „Grabengitter“ ableitete, da Graben und Gitter vor Erbauung der Mauer hier die Stadt umgeben haben mögen.

Das Judenviertel erstreckte sich vom Lebuser Thore bis zur Breitenstraße.

Von den drei Vorstädten ist die Lebuser unstreitig die älteste; die Dammvorstadt (Zliviß) entwickelte sich später. Die Gubener Vorstadt aber ist erst mit Beginn des 14. Jahrhunderts erbaut worden. Die ältesten Gebäude derselben sind das St. Spiritus- oder Heil. Geist-Hospital, welches 1335 zuerst erwähnt wird, und die Gertraudkirche, von 1353—1368 erbaut. Im Jahre 1396 wurde von dem

\*) Spieker, Geschichte der Marienkirche zu Frankfurt a. D. 1835. S. 96.

„weisen und ehrjamen Räte“ in der Vorstadt ein Kloster „zur Barmherzigkeit Gottes“ gegründet und dem Orden der Kartäuser übergeben. Ein Reihe von Häusern stand am „Kellensprunge“, einem Fließe, welches aus einem am Unger quellenden Springe abfloß und dessen klares, schönes Wasser von vorübergehenden Wanderern gern getrunken wurde, für welche eine eiserne oder kupferne Kelle aufgehängt war. Daher der Name.

Durch seinen lebhaften Handel, ferner durch das einträgliches Niederlags- oder Stapelrecht verfügte Frankfurt bald über weit bedeutendere Mittel, als die altmärkischen Städte und Berlin, wie wir dies aus den öfteren Anleihen der Landesherren bei den Frankfurtern ersehen. Die vielfachen Handelsverbindungen und die wachsende Bedeutung der Stadt erforderten bald ihren Anschluß an den mächtigen Bund der Hanse. Aus einem Reccesse der Stadt Wismar ergiebt sich, daß Frankfurt schon 1368 Mitglied des Hansabundes war. Der Hansatag zu Lübeck von 1383 beschloß die Absendung eines Schreibens an Frankfurt wegen der zu kleinen „Pipen“ (Fässer) des Gubener Weines. Auf einem späteren Hansatage von 1430 war Frankfurt durch Abgeordnete in Lübeck vertreten. Dagegen erfolgte 1450 eine zeitweise Ausschließung der Stadt aus dem Bunde und die Verurteilung derselben zu einer Strafe von einer Mark Goldes, weil sie trotz erfolgter Einladung den Hansatag dieses Jahres nicht beschickt hatte. Im Jahre 1518 trat Frankfurt auf Verlangen des Kurfürsten Joachim's I. aus dem Hansabunde aus. Noch jetzt aber sind auf dem südlichen Giebel des Rathhauses Teile des alten Hansazeichens zu sehen, bestehend in zwei eisernen Stangen, von denen die eine durch die andere gestützt wird.

### XIX. Fürstenwalde.

Die älteste Geschichte von Fürstenwalde ist in Dunkel gehüllt. Eine Sage erzählt, der Herzog Mieczißlaw von Polen habe mit seiner Gemahlin Libussa im Jahre 965 ein Schloß in der Gegend der heutigen Stadt Fürstenwalde gegründet und um die Polenburg habe sich allmählich ein Städtlein gebildet, welches den Namen „Herzogswalde“, später „Bischofswalde“, endlich „Fürstenwalde“ erhielt. \*) Von anderer Seite wird vermutet, Fürstenwalde sei um das Jahr 1213 von dem askanischen Markgrafen Albrecht II. gegründet worden. \*\*) Möglich ist immerhin, daß die Wenden bei Fürstenwalde ein festes Schloß bauten, um den wichtigen Übergang über die Spree zu sichern. Sicher wissen wir, daß 1249, als zwischen dem Erzbischof Wilbrand und den Markgrafen Johann I. und Otto III. eine Teilung des Landes Lebus erfolgte, Fürstenwalde an den markgräflichen Anteil

\*) Golz behauptet in seiner „Diplomatischen Chronik der ehemaligen bischöflichen Residenzstadt Fürstenwalde“ (1837), die Stadt sei der Ort, den der alte Geograph Ptolemaeus (80 n. Chr.) unter dem Namen Viritium erwähnt. Daraus sei Viriz, Birz (im Walde) schließlich Fürstenwalde entstanden. Jedenfalls hat die Stadt jedoch von Anfang an den Namen Fürstenwalde geführt. (Vergl. hierüber auch E. Friedel und D. Schwebel, Bilder aus der Mark Brandenburg. Leipzig.)

\*\*) Wohlbrück III, 179.

fiel. Zunächst regierten die Brüder gemeinschaftlich, später teilten sie jedoch ihr Gebiet im Lebuser Lande, wobei Fürstenwalde an die Ottonische Linie kam. Dies ergibt sich aus einer Urkunde vom Jahre 1285, in welcher die Markgrafen Otto der Lange und Otto der Kleine der Stadt unter ausführlicher Bezeichnung der Grenzen der Feldmark ihre alten Gerechtsame bestätigten. Diese Urkunde ist die erste geschichtliche Nachricht von Fürstenwalde. Die Stadt wird ausdrücklich als eine sehr alte bezeichnet, doch lassen sich aus dieser Angabe keineswegs auf die Zeit ihrer Gründung sichere Schlüsse ziehen.

Nach dem Tode Johann V., des letzten Markgrafen der Ottonischen Linie, kam 1317 Fürstenwalde an die Johanneische Linie des askanischen Fürstengeschlechtes, mit dem Aussterben der Askavier aber (1320) an den Herzog Rudolf von Sachsen, dem es auch zunächst als Pfand verblieb, als 1324 Ludwig der Ältere aus dem bayerischen Hause mit der Mark belehnt wurde. Wahrscheinlich kam die Einlösung erst 1339 zustande. Im folgenden Jahre (1340) braunte Fürstenwalde ganz ab, und der Markgraf erließ der Stadt deshalb auf sechs Jahre alle öffentlichen Lasten.

In den schlimmen Tagen des falschen Waldemar (1348) gehörte Fürstenwalde zu den Städten, deren Treue zweifelhaft geworden war. Durch einen Sühnebrief verzieh indes Ludwig der Stadt ihren Abfall. Nachdem wieder Ruhe eingekehrt war, erhielt der Ritter Friedrich von Lochen, der dem Markgrafen in dem Kampfe gegen Waldemar die hervorragendsten Dienste geleistet hatte, von Ludwig dem Römer 1353 die Erlaubnis, in der Stadt Fürstenwalde zum besseren Schutze derselben ein Schloß zu erbauen. Doch schon im Juni 1354 trat der Markgraf Stadt und Schloß Fürstenwalde an das Bistum Lebus ab, und Friedrich von Lochen wurde durch Überlassung des Schlosses Boitzenburg in der Uckermark entschädigt. Die Bürger von Fürstenwalde erhielten bei der Abtretung der Stadt von dem Markgrafen ihre Rechte in üblicher Weise bestätigt, doch wurde ihnen zur Pflicht gemacht, die durch den Ritter von Lochen aufgeführten Befestigungen nicht anzutasten.

Durch die Abtretung von Lebus kam Fürstenwalde unter die Herrschaft des Krummstabes, was von umso größerer Bedeutung war, als es dadurch thunlich wurde, einige Jahrzehnte später den Bischofssitz dahin zu verlegen. Inzwischen wurde die Stadt der Mittelpunkt kriegerischer Unternehmungen.

Auf Ludwig den Römer war 1365 dessen Bruder Otto der Faule oder Finne in der Regierung gefolgt. Dieser war der Schwiegersohn des Kaisers Karl's IV., der danach trachtete, seine Hausmacht durch Erwerbung immer neuer Gebiete zu erweitern. Als daher Otto einem früheren Vertrage entgegen seinem Bruder Stephan und dessen Söhnen die Erbfolge in Brandenburg zugestand, kam der Kaiser 1373 mit einem Heere herbei, um seinen Schwiegersohn mit Gewalt zur Wahrung der luxemburgischen Interessen zu zwingen. Ein Teil des Heeres machte einen Streifzug nach Lebus und zerstörte die Stadt und die Stiftskirche. Am 10. August war das kaiserliche Lager bei Fürsten-

walde, und in der Stadt hatte der Kaiser sein Hauptquartier aufgeschlagen. Hier wurde am 15. August der Vertrag geschlossen, wonach Otto für eine Geldentschädigung \*) der Mark förmlich entsagte, um sich ins Privatleben zurückzuziehen. So wurde also auf dem Felde bei Fürstenwalde der lange Streit zwischen dem Hause Bayern und dem Hause Luxemburg entschieden. Das Land huldigte dem Könige Wenzel von Böhmen, dem 12jährigen Sohne des Kaisers Karl.

Dieser Ausgang der Sache war für den Kurfürsten Otto eine Schmach, aber ein Glück für die Mark Brandenburg, denn Karl IV. sorgte für das Land in väterlicher Weise. Leider starb er schon im Jahre 1378, und sein Sohn Wenzel wurde zum Kaiser gewählt. Dieser verzichtete auf den Besitz der Mark zu Gunsten seines Bruders Sigismund. Während der Regierung dieses Fürsten erfolgte 1385 die Verlegung des Domkapitels von Lebus nach Fürstenwalde. Mit diesem Ereignis beginnt für die Stadt die glänzendste Epoche ihrer Geschichte. Die Bischöfe erhoben unter Überweisung der Kircheneinkünfte und des Kirchenpatronats an das Domkapitel die Pfarrkirche zu St. Marien zur Kathedrale und machten das Schloß zu ihrer Residenz, ließen es umbauen und vergrößern. Doch brannte dasselbe 1576 ganz ab und ist nicht wieder völlig hergestellt worden. Seine Ruinen wurden noch im 18. Jahrhundert zu Verwaltungszwecken benutzt, verfielen aber immer mehr und sind jetzt ganz verschwunden.

Im Jahre 1412 übernahm der Burggraf Friedrich von Nürnberg die Statthalterschaft in der Mark Brandenburg, und erst von da ab kehrten allmählich Ruhe und Ordnung in das ausgefogene Land ein. Es ist bekannt, wie der neue Statthalter dem Raubritterwesen ein Ende machte, doch konnte er nicht verhindern, daß 1413 die Quikow's die Stadt Fürstenwalde einnahmen und grausam plünderten. Von den Hussiten, welche 1431 und 1432 in die Mark einfielen, hatte die Stadt weniger zu erdulden, als die umliegenden Ortschaften; sie kaufte sich durch Zahlung von 300 Mark von der Brandschatzung frei. Trotzdem wurde die Domkirche von den zügellosen Haufen derartig beschädigt, daß sie ihrem Zwecke nicht mehr genügen konnte. Am 12. April 1446 legte deshalb der Bischof Johann VII. den Grundstein zu einer neuen Kirche, welche schon im nächsten Jahre eingeweiht werden konnte. Ihre Schutzpatrone waren die des Bistums Lebus: die Jungfrau Maria, Johannes der Täufer und der heil. Adalbert.

Die 1446 erbaute Kirche ist mehrfach restauriert worden, besonders 1576 nach dem großen Stadtbrande, der, wie erwähnt, auch das Schloß zerstörte. Im Jahre 1730 war sie dem Einsturze nahe, der Hauptturm, lange für die Umgegend Gefahr drohend, fiel zusammen, ohne jedoch weiteren Schaden anzurichten. Die ersten Reparaturen waren ungenügend, erst 1750 wurde der Aufbau ernstlich in Angriff genommen. Doch schlug schon 1766 der Blitz ein und beschädigte das Gebäude so stark, daß ein großer, erst 1771 vollendeter Umbau

\*) Näheres darüber siehe bei Dr. P. Scholz, Erwerbung der Mark Brandenburg durch Karl IV. Breslau 1874.

gemacht werden mußte, welcher noch besteht. Nur wenig ist von dem alten Bau erhalten geblieben; das Innere enthält noch vieles, was an die Vorzeit erinnert, so einen prächtigen ehernen Taufstein, den der Bischof Sesselmann schenkte, einen siebenarmigen Leuchter, den Bischof Georg v. Blumenthal für die Kirche gießen ließ, und ein kostbares Sakramentshäuschen, gestiftet von dem Bischof Dietrich v. Bülow. Auch mehrere Grabsteine und andere Monumente schmücken die Kirche; sie erinnern an die Bischöfe Christoph v. Rotenhan, Friedrich Sesselmann, Johann v. Dreher und Dietrich v. Bülow, die hier ihre letzte Ruhestätte fanden. Von den Nebengebäuden, Domherren-Kurien u. ist nur noch das unscheinbare alte Komturei- oder Dechanei-Haus vorhanden.

Im Mittelalter befanden sich in Fürstenwalde noch die Heilige Geistkirche und eine dem heiligen Jakobus geweihte kleine Kapelle, über welche die Schützengilde die Patronatsrechte hatte. Von den Bischöfen, die übrigens nicht alle in Fürstenwalde wohnten, hat sich um die Stadt besonders Friedrich Sesselmann verdient gemacht, der nicht nur 1470 das eine Stadthor neu aufbauen ließ, sondern auch das Schloß und die Domkirche verschönerte. Er baute die noch heute stehende Sakristei und schenkte der Kirche u. a. eine große Glocke. Auch der Bischof Dietrich v. Bülow zeigte für die Stadt reges Interesse, ließ das Rathhaus umbauen und mit einem Turme versehen, wo sein Familien-Wappen und das Wappen des Bistums angebracht wurden, und erweiterte die Stadtmauern vom Schlosse bis an das Mühlenthor.

In ein naheß Verhältnis traten die in Fürstenwalde residierenden Bischöfe zu der 1506 in Frankfurt a. D. eröffneten Universität. Dietrich von Bülow, der erste Kanzler der neuen Hochschule, übertrug diese Würde auch auf seine Nachfolger, die also nicht nur den Fleiß und die sittliche Führung der Studierenden zu überwachen hatten, sondern auch die Gerichtsbarkeit über dieselben ausübten und die akademischen Würden verteilten. Dreimal (1613, 1625 und 1656) ist die Universität wegen der Pest von Frankfurt nach Fürstenwalde verlegt worden.

„Zu Frankfurt stirbt es noch, drum Bindus sich versetzt,  
Der Castalinnen Saft izt Fürstenwalde nezet,  
Parnaß ist nun im Wald, und die geneunte Schar  
Die singet frei darinn“ . . . .

heißt es in einem Ruhmgedicht, in welchem die 1656 in Fürstenwalde vorgenommenen Promotionen geschildert werden.

Während der Regierung des Bischofs Georg von Blumenthal wurde Fürstenwalde durch die Fehde mit dem Ritter Nickel von Minkwitz in große Unruhe und Aufregung versetzt.\*) Um vor weiteren Überfällen mehr geschützt zu sein, brachte der Bischof nach Beilegung des Streites im Jahre 1534 in einem Schreiben an den Rat der Stadt die Aufwerfung eines Walles in Anregung.

\*) Vergl. Kap. VI.



Georg von Blumenthal war ein heftiger Gegner der von Wittenberg ausgehenden kirchlichen Bewegung, konnte aber nicht hindern, daß die neue Lehre auch in Fürstenwalde begeisterte Anhänger fand. Reisende Handwerksgefallen, die Luther in Wittenberg hatten predigen hören, sollen in Fürstenwalde von dem gewaltigen Glaubenshelden erzählt haben. Um den tiefgreifenden Eindruck, den die Nachrichten von Luther's Auftreten überall hervorriefen, abzuschwächen, bestrebte sich der Bischof, den katholischen Gottesdienst in seinem Sprengel möglichst zu heben. Er ließ zu diesem Zwecke das *breviarium ad usum ecclesiae lubucensis*, in welchem die besonderen Gewohnheiten der Stiftskirche zu Fürstenwalde und die Feierlichkeiten der hier verehrten Heiligen aufgezeichnet waren, in Druck ausgehen. Ferner ließ er durch den Fürstenwalder Domherrn und Archidiaconus Wolfgang Redorfer das *viaticum lubucense* zusammentragen und wies die Pfarrer an, den Gottesdienst danach einzurichten.\*)

Zwar wurde bei der durch den Kurfürsten Joachim II. 1541 angeordneten allgemeinen Kirchenvisitation in besonderer Rücksichtnahme auf den Bischof die Stadt Fürstenwalde übergangen, aber schon im Jahre 1544 finden wir einen evangelischen Prediger hier und zwar in Person des gelehrten Dr. Simon Musäus, eines Schülers Luther's. Auf Befehl des Kurfürsten wurde ihm und seinem Gehilfen die kleine Kirche zum Heil. Geiste vor dem Müncheberger Thore eingeräumt. Da Musäus mit großer Entschiedenheit seine religiöse Überzeugung zum Ausdruck brachte, so konnten Streitigkeiten zwischen ihm und dem Bischof nicht ausbleiben. Letzterer verweigerte den evangelischen Predigern die vom Kurfürsten geforderte Versorgung und entließ Kraft des nach Maßgabe der damaligen Verfassung ihm zustehenden Rechtes aus dem Räte der Stadt die lutherischen Mitglieder. Dem Kurfürsten gegenüber berief sich der Bischof auf seine Friedensliebe. Allein in einem Schreiben des Rates vom 26. Oktober 1545 lesen wir: „Offenbar und geradezu bestraft der Bischof freilich niemand wegen der Religion, aber wohl unter allerhand Vorwand, und jede Äußerung unseres Religioneifers nennt er Mutwillen.“\*\*)

Nach dem Tode Georgs von Blumenthal richtete der Kurfürst sein Streben darauf, einen Prinzen seines Hauses zum Bischof wählen

\*) Wolfgang Redorfer, unstreitig einer der gelehrtesten der Lebuser Domherren, mußte auf Anordnung des Bischofs auch nach Wittenberg reisen, um nähere Kunde von der lutherischen Ketzerei einzuziehen. Nach seiner Rückkehr schrieb er folgende Bücher: *Erzwei Büchlein von den Früchten des Neuen Evangelischen Lebens, Vere, und nahmens zu Wittenbergk*, — *Von der H. Gemeine Christl. Kirche c. die Lutherische Ketzerey*. Frankfurt a. D. 1524. Im Jahre 1530 zog Redorfer mit dem Bischof Georg und dem Rektor Wimpina aus Frankfurt im Gefolge des Kurfürsten Joachim's I. auf den Reichstag nach Augsburg und veröffentlichte auf Verlangen des Kurfürsten die Schrift: „Gegen die Bekenntniß Martini Luthers auf den hñigen angestellten Reichstag zu Augspurg aufs neue eingelegt, in siebenzehn Artikeln verfaßt, kurze und christlich Unterricht“ etc. Auch den Reichstag zu Regensburg (1532) besuchte Redorfer als Gesandter des Bischofs Georg und unterschrieb hier in dieser Eigenschaft am 27. Juli den Reichstagsabschied. Er starb in Fürstenwalde im Jahre 1559.

\*\*\*) Golz, S. 176.

zu lassen und hatte den Erfolg, daß sein Enkel Joachim Friedrich den Bischofsstuhl bestieg. Bei dessen Thronbesteigung im Jahre 1598 hörte Fürstenwalde auf, Residenz der Lebuser Bischöfe zu sein. Die Rechte und Einkünfte des Bistums gingen teils auf den Landesherrn und seine Lehnsleute, teils auf den Magistrat und das kurfürstliche Amt zu Fürstenwalde über, welches schon zur Zeit der Bischöfe bestanden hatte und später durch Johann Sigismund 1617 eine bestimmte Amtsordnung erhielt. Durch die Säkularisation verlor die Stadt sehr viel an Ansehen.

Ob Fürstenwalde ursprünglich eine Immediatstadt war, oder eine landesherrliche Domaniastadt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit erkennen. Die Mühlen und Borwerke haben stets zu den Domainen gehört, was eine gewisse Abhängigkeit zur Folge hatte. Ebenso wurde das Kriminalgericht jederzeit vom Landesherrn ausgeübt; das Stadtgericht war einem Erbrichter als Lehn übertragen. Erst nach Aufhebung des Bistums Lebus war der Charakter der Domaniastadt fest ausgeprägt (Philippi).

Nachdem mit dem Ende des 16. Jahrhunderts die Pest einen großen Teil der Einwohner in Fürstenwalde weggerafft und eine große Überschwemmung (1587) und schreckliche Teuerung (1595) geherrscht hatten, brach einige Jahre später der 30jährige Krieg aus, von dessen Elend die Stadt auch berührt wurde, zumal sie zu den bedeutendsten Pässen gehörte, welche die Hauptstadt zu schützen vermochten. Durch zahllose Truppendurchmärsche wurde die ganze Gegend ausgesogen. Im Januar 1631 nahm Tilly sein Hauptquartier in Fürstenwalde, später wurde die Stadt von den Schweden eingenommen. Auch Gustav Adolf weilte 1631 vorübergehend in Fürstenwalde; im Jahre 1642 aber zog der schwedische General Wrangel heran, der sein Heer hier verproviantierte. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm bemühte sich, dem Lande durch Handel und Gewerbe wieder aufzuhelfen. Namentlich wurde durch Anlegung des Müllroser Kanals (1662 bis 1668) die Schifffahrt auf der Spree zum großen Vorteil für Fürstenwalde sehr lebendig.

Aus dem 17. Jahrhundert ist eine poetische Schilderung der Stadt Fürstenwalde erhalten von dem Bürgermeister Lotichius, der sein Gedicht („Die Stadt Fürstenwalde“) 1679 drucken ließ. Wiese, Feld und Wald werden besungen, die Altstadt, die Thore (das Müncheberger und Mühlenhor), die Mauern etc. Von der Domkirche sagt der poetische Chronist:

„Wir sehn des Himmels Haß, die Salemsstarke Mauern,  
Die Zions Edle Burg annoch beständig dauern;  
Mit dreien Türmen ragt sie in die Höh' empor,  
Ihr Glocken heller Klang thut lieblich sich hervor:  
Die Größte, die man tritt, wirft von sich in die weite  
Den Bassicht-groben Schall; das prächtige Geläute  
Weicht keiner Anmut nicht“ . . . .

Von dem Rathause heißt es:

„Mir kömmt das Rathhaus ins Gesichte,  
Das Hauptwerk dieser Stadt, die Rathschlüß' und Gerichte  
Als ihre Krone liebt: die Stadt schaut auf das Recht,

Gleich auf das Gold im Feuer, so nimmer wird geschwächt . . .  
Die Göttinn wird allhier bei Würden hoch gehalten.  
Die Schwerdt und Wage zeigt den Jungen als den Alten:  
Wer Wahrheit liebt, der lobt, daß gute Policy  
Von Ordnung und Gesetz an diesem Orte sey.  
Das hölzern Halsgericht steht fertig in Gebirgen  
Nah an der Stadt, da man die Diebe pflegt erwürgen."

Täglich wurde vormittags um 10 Uhr vom Rathhausturm herab  
geblasen, ebenso vom Kirchturm abends und morgens; Trompetenstöße  
zeigten in der Nacht den Stundenwechsel an.

Die Schule erfreute sich eines guten Rufes, denn Lotichius schreibt:

"Der Schüler geht von hier auf Universitäten,  
Da wird er alsobald gekrönt zum Poeten,  
Wird da Magister bald, wird Doctor und was mehr  
Für Titel dorten sein, kriegt er zu seiner Ehr."

Im Jahre 1711 wurde in Fürstenwalde das erste Postamt ein-  
gerichtet, da die neue Poststraße von Berlin nach Frankfurt die Stadt  
berührte. König Friedrich I. weilte oft und gern in Fürstenwalde,  
hatte sich hier von 1699—1700 ein Jagdschloß\*) nebst Lustgarten  
bauen lassen und suchte auch sonst der Stadt zu nützen. Besonders  
förderte er die Tuchfabrikation.

Im siebenjährigen Kriege wurde Fürstenwalde nach der Schlacht  
bei Kunersdorf hart bedrückt. Preußen, Russen und Österreicher zogen  
durch und stellten große Anforderungen. Die Feinde des Königs  
wandten sich bald nach Osten, um Schlesien zu besetzen. Doch Prinz  
Heinrich kam ihnen zuvor, und schon am 19. August 1759 lagerte  
General von Kleist mit einem Hilfscorps bei Fürstenwalde. Mit  
diesem eilte Friedrich nach Schlesien und blieb Herr des Landes.

Biel trauriger gestaltete sich das Schicksal der Stadt in den  
Kriegen Preußens gegen Napoleon. Im Jahre 1806 wurde  
ein französisches Dragoner-Regiment in die Stadt gelegt, dessen Über-  
mut eines Tages einen Auflauf verursachte, bei dem der Bediente des  
französischen Generals tödlich verwundet wurde und im Hospital starb.  
Nur mit Mühe gelang es dem Bürgermeister Treuer, den General  
zu bewegen, seine Drohung, die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden,  
nicht auszuführen. Als die französische Armee 1812 in Rußland ver-  
nichtet worden war, kam auf der Flucht der Vizekönig Eugen mit  
einem großen Gefolge von Offizieren nach Fürstenwalde, wohnte im  
Amtsgebäude, setzte aber seine Flucht hastig fort. Auch im Februar  
1813 standen feindliche Truppen in Fürstenwalde. Ein Kosaken-Corps  
streifte in der Gegend. Da schlich sich ein Schulknabe, der Sohn des  
Küsters Exleben in Berkenbrück, durch die Vorposten hindurch und  
zeigte den Reitern eine Furt. Die Franzosen wurden überrascht und  
zur Kapitulation gezwungen, erhielten aber freien Abzug und verließen  
am 13. Februar mit klingendem Spiele die Stadt, die nunmehr eine  
preussische Besatzung erhielt.

\*) Es dient heut militärischen Zwecken.

Bei Organisation der Landwehr und des Landsturmes zeigte sich Fürstenwalde sehr opferbereit. Viele Männer und Jünglinge zogen als freiwillige Jäger mit in den Kampf. Den Landsturm kommandierte ein Herr von Wahlenjürgas, und ein Schuhmacher Heinz stand ihm als Hauptmann zur Seite. Obwohl die Stadt sehr geschädigt worden war, brachte sie doch bei der allgemeinen Sammlung bald 800 Thaler zusammen, und der Landrat Lehmann schrieb am 21. Juni 1813 an den Magistrat: „Für die schnelle Einsendung der 800 Thaler als Landwehrausrüstungskosten sage ich Ihnen vielfachen Dank. Ich werde dies ausgezeichnete Benehmen nicht nur den übrigen Magisträten als Muster aufstellen, sondern auch die Regierung durch den Zeitungsbericht davon unterrichten.“

Im weiteren Verlaufe des 19. Jahrhunderts hat sich ein reges Leben, wie es früher nicht bekannt war, in Fürstenwalde entwickelt. Die Mauern und Wälle sind bis auf einen alten Turm abgetragen, und die Stadt hat sich mit schönen Häusern, namentlich nach dem Bahnhofe zu, erweitert, Handel und Schifffahrt haben sich gehoben, und besonders die Bierbrauerei hat einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen. Dazu tritt noch der Wohlstand der Gemeinde durch die gute Verwaltung des großen Stadtförstes.

Fürstenwalde ist eine moderne Stadt geworden. In den alten Festungsgräben, welche zum Teil zugeschüttet sind, hat man Gärten angelegt; fröhlich pulsiert das Leben der Jetztzeit in den alten Straßen, und wo — um mit Schwebel zu reden — gegenüber der alten Kathedrale einst des Bischofs Pferde von Knechten und Keisigen zum Zuge nach dem Reichstage oder dem Konzile gerüstet wurden, da reiten jetzt die schmucken „dritten Ulanen“ auf und tummeln sich, des Ruhmes preußischer Lanzenreiter eingedenk, wacker umher.

## XX. Seelow.\*)

Als um die Mitte des 13. Jahrhunderts deutsche Ordensritter sich im Lande Lebus niederließen, war Seelow bereits ein bewohnter Ort. Er wird in einer Urkunde vom 7. März 1252, in welcher der Erzbischof Wilbrand zu Magdeburg einen Vergleich mit dem Bischof von Lebus über die Zehnten im Lande Lebus schloß, unter dem Namen Zelow als Dorf aufgeführt. In anderen Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhundert wird der Ort Szelo, Selo, Selowe genannt (wendisch seleny, grün, Seli, Grünkraut). Demnach würde der Name Seelow die Bedeutung von Grünstadt haben.

In einer Urkunde vom 12. März 1278 wird Seelow zum ersten Male als Stadt erwähnt. Der Ort ist also zwischen 1252 und 1278 zur Stadt erhoben worden und zählte zu den Städten des Lebuser Stiftsprengels. Die Lebuser Bischöfe hatten hier noch 1358 ein Wohnhaus. Zu dem Bezirke der Stadt gehörten nach dem Stiftsregister vom Jahre 1400 die Stiftsdörfer Sachsendorf, Gufow, Hathenow,

\*) A. F. Karstedt, Beiträge zu einer Chronik der Stadt Seelow. 1878. Seelow. Im Selbstverlage des Verfassers.

Plattow, Tucheband, Letschin, Libbenichen, Friedersdorf, Mahlsich, Dolgelin und Liezen.

Als das Land Lebus unter die Herrschaft der brandenburgischen Marktgrafen gekommen war, standen an der Spitze von Seelow Lehn-  
schulzen, welche die Aufgabe hatten, die Landesherren zu vertreten.

Am 1. Oktober 1333 hielt sich der Marktgraf Ludwig in Seelow auf und reiste am folgenden Tage nach Müncheberg weiter.

Im 14. Jahrhundert scheint Seelow dadurch eine gewisse Bedeutung gehabt zu haben, daß die Landstraße von Frankfurt a. O. nach Cüstrin und von dort weiter nach der Neumark über Seelow ging. Doch schon 1348 wurde diese Landstraße vom Marktgrafen Ludwig über Müncheberg gelegt.

Im 16. Jahrhundert gehörten zu Seelow ein Vorwerk, eine Schäferei, zwei Windmühlen und ein Weinberg, zwei Meilen südöstlich von Lebus. Bei der Pfarrkirche befand sich eine Probstei, über die jedoch wenig bekannt ist. Der letzte katholische Probst hieß Koppin, doch nannten sich die ersten evangelischen Geistlichen (Becker, Pascha und andere) auch noch Präbste.

Im Jahre 1501 hatte die Stadt nach einer damals angestellten Zählung 88 Eigentumbürger, worunter sich 26 Hufenbesitzer befanden.

Die Leiden des 30jährigen Krieges haben gewiß auch die Stadt Seelow nicht verschont, obwohl specielle Nachrichten hierüber nicht vorhanden sind. Mit dem Kriege im Zusammenhange stand aber eine große Teuerung, welche von 1621 bis 1623 herrschte. Ein kleines Fuder Heu kostete damals 8 Thaler, ein Kalb 6 Thaler, ein Arbeitspferd 200 Thaler, ein Reitpferd 400 Thaler. Dazu kamen pestartige Krankheiten und andere Unglücksfälle. So brannte 1630 die halbe Stadt mit Kirche und Turm nieder, und die unaufhörlichen Durchmärsche der Truppen legten dem Städtchen unerträgliche Lasten auf. Der evangelische Pfarrer wurde von den Soldaten weggeschleppt und eine zeitlang mit umhergeführt. Eine Besserung trat erst ein, als der große Kurfürst 1640 die Regierung antrat.

Da ein großer Teil der Seelower Ländereien im Oderbruche liegt, so war für die Stadt die Trockenlegung des Bruches durch Friedrich den Großen von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Der Wohlstand der Einwohner wurde durch dieses Riesenkulturwerk des Königs wesentlich gehoben.

Im siebenjährigen Kriege wurde die Stadt nach der Schlacht bei Kunersdorf am 17. August 1759 von Kosaken überfallen, die hier übel hausten. Der Prediger Zitelmann wurde aller Habseligkeiten beraubt und mit dem Tode bedroht. Dem Bürgermeister Treibner setzten die wilden Gesellen die Pistole auf die Brust und erpreßten ihm sein Geld. Der Ziesenermeister Grus und andere Personen wurden mit Stricken um den Hals an die Pferde gefesselt und mußten mit den Soldaten umherziehen. Die Kirche, der Gotteskasten und die Armentasse wurden geplündert.

Im Kriege von 1806/7 hatte Seelow viel von Truppen-  
durchmärschen und Einquartierungen zu dulden. Am rohsten be-  
nahmen sich die deutschen Kriegsvölker, namentlich die Bayern,

Württemberg und Badenser. Auch die französische „Löffelgarde“ passierte die Stadt. Nach dem Rückzuge der französischen Armee aus Rußland kamen fast täglich große Haufen von Verwundeten, Kranken und Halberfrorenen durch die Stadt. Vor der Thüre des Bürgermeisters entstand eines Tages unter den französischen Soldaten ein Tumult, den der Bürgermeister dadurch schlichtete, daß er den Anführern die Degen zerbrach. Der Respekt vor der „großen Armee“ war geschwunden.

Als im Frühjahr 1813 Landwehr und Landsturm aufgeboten wurden, blieb Seelow nicht zurück. Viele Freiwillige eilten zu den Waffen. Der Pächter des Vorwerks, Amtmann Hermann, war Major beim Landsturm, der Steuerkontroleur L'Estoq Kapitän, der Chirurgus Sohn Lieutenant u.

Nur in geringem Grade hatte sich im Laufe der Zeit die Zahl der Einwohner vermehrt. Nach einem in den pfarramtlichen Akten befindlichen Berichte (vom 1. Mai 1784) zählte Seelow damals 19 Ackerbürger, 76 Mittelbürger und 93 Kleinbürger. Aus demselben Berichte ist ersichtlich, daß das Rathaus, welches 1759 seiner Baufähigkeit wegen niedergefallen werden mußte, noch nicht wieder aufgebaut war. Das neue Rathaus wurde 1847 errichtet.

Am 8. Februar 1788 vernichtete ein großer Brand 72 Häuser mit Einschluß der Pfarrwohnung und des Prediger-Witwenhauses nebst ebenso viel Scheunen und Ställen. Nur durch eine allgemeine Sammlung, durch welche ca. 40000 Thaler zusammengebracht wurden, gelang es, der Not der unglücklichen Stadt einigermaßen zu steuern.

Die Gerichtsbarkeit war in frühester Zeit bei den Bischöfen, welche durch ihren Lehnschulzen und den Hofmeister in der Stadt Recht sprechen ließen. Seit der Reformation unterstand Seelow der Gerichtsbarkeit des Amtshauptmannes zu Lebus. Diesen löste jedoch schon im 17. Jahrhundert ein Kriegsrat ab, der in Frankfurt a. D. seinen Wohnsitz hatte und dem die Rechtsbeschlüsse der Bürgermeister zur Entscheidung vorgelegt werden mußten. Nach Einführung der Städteordnung 1808 wurden in Seelow durch besondere Richter bestimmte Gerichtstage abgehalten, bis im Jahre 1848 eine ständige Kommission von zwei Richtern dahin übersiedelte.

Erst als in den Jahren 1817—1819 die Chaussee von Münschingen bis Cüstrin gebaut worden war, bekam Seelow eine Posthalterei; vorher war die Postverbindung eine äußerst mangelhafte.

Am 1. Januar 1877 wurde Seelow durch den Bau der Eisenbahnstrecke Frankfurt a. D.—Briezen an das Bahnnetz angeschlossen.

Die alte Pfarrkirche war ein gotischer Bau, außen mit Strebe-pfeilern; der 1630 vom Feuer verschonte Rest wurde erst 1636 durch einen Anbau ergänzt, wobei zugleich der Turm neu errichtet wurde. Im Jahre 1820 stürzte am 2. Weihnachtsfeiertage nach der Predigt die Südseite des Turmes ein, ohne daß dadurch Menschen beschädigt wurden. Erst 1830 erfolgte ein Neubau, der 1832 vollendet wurde. —

## XXI. Müllrose.

Der Ort Müllrose bestand schon zur Wendenzeit und hieß damals Mulraz (Schuttdamm) oder Milyrax (d. i. ein Ort, dessen Lage sich zur Anlegung von Mühlen eignet.) Albrecht der Bär vertrieb die Wenden und baute 1153 zum Schutze der deutschen Ansiedler eine Burg, deren Überreste noch gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts sichtbar waren. Markgraf Otte III. verlieh noch vor 1268 dem Orte das Stadtrecht, welches von den Markgrafen Otto V. und Albrecht III. 1275 bestätigt wurde. Die Bezeichnung des Namens der Stadt wechselte von da ab häufig; in den ältesten Urkunden wird sie Milraze oder Melraze genannt, später Melraze, Mellrasse, Mehlfros, Molleraß, Mullrose, Muhlrose, seit 1665 Müllrose, aber auch Mülleroße und Mühlrose. Im ganzen erhielt die Stadt 64 Hufen Acker- und Holzland und 50 Hufen Weideland zugeteilt, davon entfielen auf die Kirche 4, auf den Schultheißen 24.

Der erste Stadtschultheiß hieß Wilhelm Hase, er besaß bei der Stadt ein Schloß, welches im Volksmunde „Häselenburg“ genannt wurde. Wahrscheinlich ist schon während der Regierung der luxemburgischen Markgrafen oder bei dem Einfall der Hussiten das Schloß zerstört und nicht wieder aufgebaut worden.

In den beiden Seen bei Müllrose hatte die Bürgerschaft das Fischereirecht, doch verblieb dem Landesherrn der Ertrag des sogenannten „großen Netzes.“ Den Marktzoll erhob die Stadt, während dem Schultheißen der 3. Teil aller Gerichtsgebühren, des Rutenzinses und des Zolles der Stadtmühle zufließ.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts waren die Hougendorfs, Hogendorfs oder Hohendorfs Besitzer der Stadt; später fiel diese an den Landesherrn zurück, der 1444 Zabel Borgstorf (Burgsdorf) mit der Stadt belehnte und ihm die Vogtei übertrug.

Sein Enkel Kaspar erwarb sich 1529 unter dem Namen des „tapferen Burgsdorf“ großen Ruhm im Türkenkriege. Um 1561 war es ein Junker Friedrich v. Burgsdorf, der sich dem Bau des Müllroser Kanals ernstlich widersetzte, weil dieser über seine Güter führen sollte. Nach langen Streitigkeiten wurde ihm endlich eine Entschädigungssumme zugesprochen, und da diese nicht gezahlt werden konnte, erhielt er den Zoll von Müllrose. Im 30jährigen Kriege hauste als kurfürstlich-brandenburgischer Obrist-Lieutenant ein Jakob v. Burgsdorf mit seinen Dragonern gar übel im Lande. Der Minister Adam von Schwarzenberg ließ ihn 1631 auf die Festung Cüstrin bringen und zu 6000 Thalern Schadenersatz verurteilen. Da er kurz nach Abbüßung seiner Haft von Parteigängern erschossen wurde, so ließ Schwarzenberg von der Witwe die genannte Summe heitreiben, wobei ihm das Gut Müllrose verpfändet werden mußte. Der letzte Burgsdorf dieser Linie, Hans Christoph, verkaufte 1665 seine Besitzungen in und um Müllrose an das Geschlecht derer v. Beerfelde, doch kam die Stadt noch vor Ablauf des 17. Jahrhunderts als landesherrliche Mediatstadt zu dem Amte Biegen.

Im Jahre 1754 wurde dem Magistrat die bürgerliche Gerichtsbarkeit übertragen, während die Strafrechtspflege und die Finanzverwaltung dem Amte Biegen verblieben. Eine Änderung trat erst 1809 mit Einführung der Städteordnung ein.

Im Jahre 1432 fand bei Müllrose ein erbitterter Kampf zwischen den Hussiten und den wehrhaften Bürgern von Frankfurt statt, welche die wilden Horden von den Mauern ihrer Stadt vertrieben und bis hierher verfolgt hatten. Die Hussiten wurden geschlagen und verloren 300 Mann, sowie einen Teil der von ihnen gemachten Beute.

Nach der Schlacht bei Kunersdorf wurde Müllrose 1759 von den Russen geplündert. Seitdem ist die friedliche Entwicklung des Städtchens nicht gestört worden.

## XXII. Buckow.

Alt-Buckow war in grauer Vorzeit ein Pfahldorf, bis ein Erdbeben es verschlang. Der Sage nach liegt es auf dem Grunde des Schermüchel-Sees, wo es tief unten am Johannistage noch heut sichtbar sein soll. Pfähle machen die Stelle kenntlich.

Das heutige Buckow wird zum ersten Male 1253 in einer Urkunde erwähnt, nach welcher der Erzbischof Rudolf von Magdeburg das Dorf an das Kloster Lebus in Schlesien abtrat. Um 1300 gehörte es den Nonnen des Klosters Friedland; 1405 und 1416, deutlicher 1550 tritt es als Stadt auf.

Der Name Buckow deutet auf die reichen Buchenbestände, die schon in alter Zeit hier zu finden waren (wendisch ten buk, davon wendisch bukow.)

Im Jahre 1405 war Buckow im Besitze des Poppo v. Holzendorf, der es aber bald an Runo v. Zigesar verkaufte. Unter der Herrschaft dieses Mannes wurde das Städtchen 1432 von den Hussiten zerstört. Ein Enkel Runo's, Jobst v. Zigesar, schenkte die Stadt seiner Gemahlin als Leibgedinge und bewirkte zur Hebung des Ortes von dem Kurfürsten Friedrich II. die Einführung der Jahrmärkte.

Im Jahre 1553 starb die Familie von Zigesar aus, und Buckow fiel nun an den Kurfürsten zurück, welcher es seinem Hofmarschall Adam von Trott als Lehen gab. Von nun an wechseln die Besitzer oft, bis endlich Buckow der Mittelpunkt des reichen Besitzstandes der Familie v. Pfuel wurde, die wahrscheinlich mit den Askaniern in die Mark Brandenburg gekommen war und im Laufe der Zeit in Barnim und Lebus eine so große Zahl von Gütern erwarb, daß man im 16. und 17. Jahrhundert von einem „Pfulen-Land“ sprechen konnte. Viele angesehene Kriegshelden sind dieser Familie entsprossen. Zu den Besitzungen der Pful's gehörten mehrere feste Schlösser, so schon im 15. und 16. Jahrhundert das alte Schloß Quilz. Zwischen 1681 und 1687 heiratete eine Tochter des Georg Adam v. Pfuel (geboren 15. Novb. 1618, gest. im Juli 1672, der, wie eine Inschrift am Altar bezeugt, in der Kirche zu Buckow begraben liegt), den berühmten Generalfeldmarschall Hans Heinrich v. Fleming, und dadurch kam Buckow



in den Besitz der Flemming'schen Familie, welcher es heut noch gehört, allerdings nicht mehr als Realstadt, da der Ort durch die Kreisordnung vom 1. Juli 1874 selbständig geworden ist. — Das Schloß Buckow stammt aus der Flemming'schen Zeit.

Der Ort bestand früher aus zwei Theilen: aus Klein-Buckow, welches zum Kreise Oberbarnim gehörte, und aus Groß-Buckow, welches im Lebuser Kreise lag. Im Jahre 1816 wurden beide Orte zu der jetzigen Stadt Buckow vereinigt und dem Lebuser Kreise einverleibt.

Im 14. und 15. Jahrhundert blühte der Hopfenbau in der Gegend von Buckow sehr lebhaft. Dieser Erwerbszweig ist aber im Laufe der Zeit von seiner ehemaligen Höhe sehr herabgesunken und jetzt nur noch ganz unbedeutend.

### XXIII. Der Friedrich-Wilhelms-Kanal.\*)

Die Stadt Müllrose verdankt ihre Bedeutung dem Kanal, an dem sie liegt. Dieser ist ein Werk des großen Kurfürsten und hat von ihm seinen Namen erhalten. Doch schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts hatte sich Kaiser Karl IV. mit dem Gedanken getragen, die Spree mit der Oder und dadurch Breslau direkt mit der Nordsee durch einen Kanal zu verbinden. Ihm lag hierbei die Förderung seines Lieblingsplanes am Herzen, die Stadt Fürstenberg, wo er eine Brücke über die Oder bauen wollte, zu einem Handelsplatze ersten Ranges zu machen. Die Kriege und andere Geschäfte hinderten den Kaiser an der Verwirklichung dieses Projekts. Da nahm auf Betreiben der schlesischen Fürsten und Stände, die den Handel der Hauptstadt Breslau heben wollten, um das Jahr 1527 der Kaiser Ferdinand I. die Idee wieder auf. Es war ersichtlich, daß von allen Städten an der Oder besonders der Wohlstand Frankfurt's durch den beabsichtigten Kanalbau eine tödliche Wunde erhalten mußte. Deshalb scheint der Kurfürst Joachim I. von vornherein den Plan nicht günstig beurteilt zu haben. Beckmann sagt hierüber folgendes: „Alldieweil die Stadt Frankfurt von langen Zeiten her in Beschiffung der Oder ein großes Recht gehabt und daher die Räumung der Oder zwar in Schlesien ihren Nutzen würde gehabt, weiter herunter aber nichts geholfen haben, weil die Stat niemand einige fernere Beschiffung der Oder gestatten wollen; als haben gemeldte Stände in Schlesien A. 1528 an Chur-Fürst Joachimum I. einige Deputirte abgeschickt und um einen Versuch auf drei Jahr die Oder weiter herunter zu beschiffen angehalten: zwischen welchem auch darauf und Ferdinanden A. 1529 den 23. April zu Speier ein gewisser Vergleich wegen eines solchen Versuchs von Beschiffung der Oder auf drei oder vier Jahr abgehandelt und folgendes A. 1530 die Räumung der Oder von neuem beschloffen worden, so aber gleichfalls wie zuvor wieder liegen geblieben und zu keinem effect gekommen.“

\*) Jobst-Beckmann, Frankfurt a. D. 1706. Seite 37.

Wenn nun auch die Idee, den Kanal von Fürstenberg aus zu bauen, nicht wieder aufgenommen wurde, so zeigte der Kurfürst Joachim II. sich doch sehr geneigt, den Kanalbau von anderer Stelle aus in Angriff zu nehmen.

Im Jahre 1556 fand durch kaiserliche und brandenburgische Kommissarien eine Besichtigung der Örtlichkeit statt, wobei man sich überzeugete, „daß die Sache wohl möglich und zustande zu bringen wäre.“ Zwei Jahre später fanden mündliche Besprechungen zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten statt, welche auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. zusammentrafen. Beckmann berichtet: „Es haben A. 1558 höchstgedachte beide Potentaten sich zu Frankfurt am Main dieses Werkes halber persönlich unterredet und den Graben ins Werk zu setzen beschlossen, auch darauf beiderseits nochmahls ihre Räte nach Frankfurt an der Oder und von dar nach Müllrose geschickt, nahmentlich von Kaiserl. Seite Herrn Matthias von Logau und Herrn Matthias von Lausnitz, von Churfürstl. Seite Herrn Dr. Caspar Wiederstat, Bürgermeister zu Frankfurt, und Hieronymum Reiche, Bürgermeister zu Berlin; welche Rahmens dero hohen Principalen sich unterm dato Müllrose den 1. Juli 1558 dahin mit einander verglichen, daß die Errichtung dieses Grabens in zwei Theile sollte getheilet werden, und von der Spree bis an die Brücke vor Müllrose von Kaiserl. Maj. auf ihre Unkosten allein verfertiget und Bauständig erhalten werden: Hiergegen wollten Chur-Fürst Joachimus das Werk die Schlaube herunter von dem grossen Müllroser See aus bis in die Oder fortsetzen, mit Schleusen und andern Nothdurft gehörig versehen und künftig Bauständig erhalten.“

Nach den gefaßten Beschlüssen also sollte der Kaiser die westliche Hälfte des „Grabens“ von der Spree bis Müllrose, der Kurfürst hingegen die östliche von Müllrose bis zur Oder führen.

Man begann in der That mit der Arbeit und setzte sie einige Jahre hindurch fort. Da nach Beckmann 40000 Thaler verwandt wurden, so muß der Bau immerhin ein gutes Stück gefördert worden sein. Unterdessen starb jedoch Ferdinand I. (1564), und sein Nachfolger Maximilian II. bezeugte für die Angelegenheit keinerlei Interesse. Auch auf brandenburgischer Seite war ein Umschwung eingetreten. Die kurfürstlichen Räte hielten den Bau für zwecklos, da zu befürchten stehe, daß das Wasser der Schlaube zur Speisung des Kanals nicht ausreichen werde. Es fand zwar 1567 nochmahls eine Zusammenkunft der kaiserlichen und kurfürstlichen Beamten in Müllrose statt, aber man kam nur zu dem Beschlusse, das Werk gänzlich liegen zu lassen. So verfielen die angefangenen Kanalbauten bald, und die Angelegenheit des „Kaisergrabens“ ruhte 95 Jahre. Es fehlte an Geld, und die Not des 30jährigen Krieges hatte in dem Volke den Trieb zu friedlicher Beschäftigung erstickt. „Endlich“, so lesen wir bei Beckmann, „hat der bei der Nachwelt stets unvergessene Grosse Chur-Fürst Friedrich Wilhelm Glorw. Andenkens auf sonderbahres Einrathen Dero Ampts-Raths und Hofrentmeisters auch Directoris des Posten- und Salzwesens, Herrn Michael Matthias, den ehemaligen Schluß, die Oder und Spree zu verbinden, wieder ergriffen.“

Dem umfassenden Blicke des Kurfürsten konnte der Nutzen des Kanalbaues nicht verborgen bleiben. Er scheute keine Kosten, um die Sache zum Ziele zu führen. Die technische Leitung des Baues übernahm 1662 Philipp de Chiése, Generalquartiermeister und Hauptmann zu Biegen. Nach sechs Jahren war der Kanal fertig und konnte 1668 im Beisein der kurfürstlichen Familie eingeweiht werden. Die Tafel war in der Tiefe des Kanals hergerichtet, und nach dem Festmahle ließ man sogleich die Wasser in den „Graben“ strömen. Im Frühjahr 1669 aber wurde die neue Wasserstraße zum ersten Male befahren. Die Handlung Schmettauer in Breslau ließ am 9. März unter Leitung des Schiffers Andreas Freiberg 5 große Oderfähne abgehen; diese passierten am 18. bei Müllrose den Kanal, kamen am 22. nach Berlin und wurden nach erfolgter Umladung am 23. nach Hamburg befördert.

Der drei Meilen lange Kanal, auf dem sich der Verkehr rasch belebte, hatte 14 hölzerne Schleusen. Diese ließ der König Friedrich I. allmählich durch steinerne ersetzen, und wieder war es ein Matthias, der Sohn und Amtsnachfolger des vorgenannten Rentmeisters, der den Bau leitete, sodaß diese Familie sich um das Zustandekommen des Friedrich-Wilhelms-Kanals große Verdienste erworben hat.

## XXIV. Sagen.\*)

### 1. Die Prophetin mit dem Siebe.

(Wohlbrück I.)

Im Jahre 1209 zog Konrad II., Markgraf der Lausitz, gegen den Herzog von Polen, der mit einem großen Heere herbeikam, zu Felde und belagerte die Feste Lebus. Das polnische Heer setzte in einiger Entfernung von Lebus über die Oder. Hier sollte es von einem Weibe ermutigt werden, welches mit einem Siebe Wasser aus dem Strome schöpfte und dieses vor den Kriegern her trug zu einer Vorbedeutung des gewissen Sieges. Doch die Polen wurden geschlagen, und die Prophetin verlor gleich bei dem ersten Angriffe das Leben. —

### 2. Die verschwundene Stadt bei Buckow.

Ruhn: Märkische Sagen und Märchen.

In dem Haussee, der dicht bei dem Städtchen Buckow liegt, soll vor alters eine Stadt versunken sein, doch sind alle Spuren davon verschwunden, nur am Johannistage kann man noch unten tief auf dem Grunde den Kirchturm erblicken. —

### 3. Zwei Sagen vom Jahre 1326.

Ernst Friedel und Oskar Schwebel, Bilder aus der Mark Brandenburg.

a) Zwei vornehme Krieger der Polen, welche 1326 im Lande Lebus einfielen, stritten sich über den Besitz einer Jungfrau von

\*) Über märkische Sagen im allgemeinen vergl. Adalbert Ruhn, Über das Verhältnis märkischer Sagen und Gebräuche zur altdeutschen Mythologie. („Märkische Forschungen“. 1. Bd. Berlin. 1841.) Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. II, 211.

leuchtender Schönheit, welche sie aus einem brennenden Schlosse geraubt hatten, als der wilde David von Grodno, der Anführer ihrer Schar, sich ihnen nahte. Mit dem krummen Säbel führte der Starost einen gewaltigen Hieb auf das Haupt der Jungfrau. Als sie mit gespaltenem Schädel vor ihm lag, sagte er: „Es ist besser, daß das Mädchen untergehe, denn daß zwei meiner besten Krieger um ihren Besitz sich entzweien.“

b) Eine andere Jungfrau — eine Nonne soll es gewesen sein aus einem der Klöster des Oderlandes — wußte ihre Ehre auf eine wahrhaft bewundernswerte Weise zu behaupten. Sie versprach einem wilden Litauer, welcher sie geraubt hatte, die Kunst zu weisen, wie er sich fest und unverwundbar machen könne, falls er ihrer schonen wolle. „Es sind nur wenige verborgene, zauberische Worte“, sprach sie, welche du sprechen mußt, und damit du an solcher Kunst nicht zweifelst, so magst du ihre Kraft selbst an mir versuchen!“ Sie kniete nieder, sprach mit Inbrunst die lateinischen Worte: „In manus tuas commendo spiritum meum!“ dann befahl sie dem Krieger, sein Schwert mit aller Gewalt auf ihren Nacken niederfallen zu lassen. Das blutige Haupt der edlen Märtyrerin rollte dem entsetzten Litauer vor die Füße.

#### 4. Der Teufel und der große Markgrafenstein.

Ernst Friedel und Oskar Schwebel, Bilder aus der Mark Brandenburg.

Die Sage erzählt vom großen Markgrafenstein bei Fürstenwalde, daß der Teufel ihn einst auf diese Bergeshöhe geschleppt und eine Königstochter in denselben gebannt habe, deren leises Jammern ein Sonntagskind noch jetzt in jeder Johannismacht, wenn alle gefesselten Seelen frei werden, vernehmen könne.

#### 5) Die beiden Becken in Tucheband.

Kuhn, nach dem Frankfurter Matrikelbuche.

„Das Dorf Tucheband hat eine gemauerte Kirche und einen schönen gemauerten Turm, welches in der Weise nicht leicht gefunden wird. An der Kirche auswärts gegen der Sonne Aufgang sind zwei messingene Becken eingemauert; wenn die Sonne darauf scheint, geben sie einen Glanz in's Feld wie zwei Sterne, eins steht über dem anderen. Davon wird verschieden erzählt, woher sie kämen. Etliche sagen, es wären zwei Brüder aus dem Dorfe entsprossen, so Barbieri geworden und sich in fremden Landen sehr versucht, daß sie zu Ruhm gekommen und das Dorf Ehre von ihnen gehabt, sie auch selbst hätten ihr Vaterland mit diesem Becken als mit Schildereien beehrt, ihrer Kunst wegen. Andere meinten, daß eine Jungfer von K—ll hätte ein Gestift gemacht und dieselben zum Denkmal dessen habe setzen lassen. Es scheint, daß sie so alt seien, als das Kirchengebäude und stracks bei dem Bau hineingemacht, weil die beiden runden Löcher, darin sie stehen, müssen also gemauert gewesen sein, wie die Mauer ist aufgeführt worden. Es sind aber von alters Wallfahrten dahin gewesen unter dem Papsttum.“

Diese beiden Becken sollen am Ende des 18. Jahrhunderts, wo ein Bau an der Kirche notwendig wurde, noch dort befindlich gewesen sein; seit dieser Zeit sind sie verschwunden.

#### 6) Der starke Schapelow.

Gräffe: Sagenbuch des preußischen Staates.

„Es ist einer vom Adel des Geschlechtes von Zabelitz oder Zabeltitz in der Mark gewesen, so von ziemlicher Länge, doch hageren Leibes, aber so stark gewesen, daß er ein neues Hufeisen, wie man es den Pferden und reißigen Gaulen aufzuschlagen pfleget, desgleichen auch zwei harte Thaler aufeinandergelegt, ohne allen Vorteil mit bloßen Fingern hat können entzweibrechen. Ingleichen wird erzählt von Herrn Joachim von Schapelow, dessen Grabchrift in der Kirche zu Quilitz annoch befindlich, daß er nicht nur einstmals einen ungeheuer großen und starken Mann, den ein fremder Fürst mit nach Berlin gebracht und mit dem er auf Befehl des Kurfürsten sich hat einlassen müssen, niedergeworfen, sondern selbigen auch von neuem ergriffen, die Hände gehalten und zum Fenster hinauswerfen wollen, so ihm aber nicht gestattet. Als der Kurfürst ihm hierauf die Erlaubnis gegeben, aus seinem Weinkeller so viel Wein zu holen, als er mit einem male heraustragen könne, soll er ein Gefäß Wein unter dem rechten, eins unter dem linken Arm, und ferner an jeder Hand am Spundloch mit den vier Fingern eins, insgesamt vier Gefäße Wein aus dem Keller getragen, der Kurfürst aber gesagt haben: „Schapelow! Schapelow! diesmal mag's geschehen: wir werden dich aber wohl nicht wieder in unseren Weinkeller schicken!“

Nach obgedachter Grabchrift ist er 1574, mithin zu Kurfürst Johann Georg's Zeiten, gestorben.

#### 7) Die Teerbutte des alten Derfflinger's.

Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. I.

In Platkow befand sich noch vor einigen Jahrzehnten auf der Spitze des Kirchturmes, wo sich sonst die Wetterfahne zu drehen pflegt, ein rätselhaftes Ding von der Form eines großen Hutes, das einer Teerbutte nicht unähnlich sah. Es hieß — vielleicht, um die Beweglichkeit des alten Reitergenerals, vielleicht auch nur, um die Niedrigkeit des Kirchturmes zu charakterisieren — des alten Derfflinger's Pferde seien schon geworden; er aber, um die Widerspenstigen zu strafen und zu zähmen, sei über den Kirchturm weggefahren, bei welcher Gelegenheit die Teerbutte des Wagens an der Kirchturmspitze hängen geblieben sei.

Als der Kirchturm umgebaut wurde, erwies sich die angebliche Teerbutte als ein kupferner Cylinder, den man leider nicht aufbewahrt hat.

#### 8) Der Teufel in Hoppegarten.

Petrus Hafftitius: Microcronicon Marchicum. („Vär“, 1876.)

„Im Jahre 1586 ist in dem Dorfe Hopfgarten (Hoppegarten), eine Meile von Müncheberg gelegen, der Teufel in Gestalt eines kurz zuvor verstorbenen Weibes umhergegangen; er hat mit Freunden und Fremden

geredet und große Hermschar getrieben, ohne Zweifel, um eine neue Abgötterei und Aberglauben dadurch anzustiften, welcher sich jedoch lezlich verloren, als ihm die Predikanten mit Gottes Wort hart zugelegt haben.“

9) Das Wappen derer von der Marwitz.

„Bär“, 1882.

„Im Hause derer von der Marwitz geht die Sage, es wäre einmal die Zeit gekommen, daß von dem ganzen Geschlecht nur eine einzige Jungfrau übrig blieb. Als sich endlich ein Freier genah, der ihren Augen wohlgefiel, sei die Jungfrau in tiefe Kümmeris versunken, weil ihr Stamm und ihr Name nun für immer erlöschen müsse. Nach langem Sinnen habe sie sich aber aufgemacht, des Kaisers Kniee zu umfassen und unter strömenden Thränen, mit allen Zeichen verzweifelnden Herzeleids den Herrn zu bitten, er möge, wenn der Himmel ihre Ehe mit Söhnen segnen würde, denselben gestatten, das Wappen und den Namen derer von der Marwitz auch fürderhin zu führen. Der Kaiser, durch so inbrünstiges Flehen gerührt, habe eingewilligt und befohlen, die Nachkommen des treuen Mädchens sollten fortan von der Marwitz heißen und das alte Familienwappen nur insoweit abgeändert weiter tragen, daß der goldene Baumstamm im blauen Felde neue Sprossen triebe, während über dem Schild als Helmschmuck zwischen den Flügeln des Reichsadlers die Jungfrau zu stehen käme, die sich zu seinen Füßen einst die Haare ausgerauft. — Dieses Wappen führen von da ab alle Marwize mit dem Unterschiede, daß die Jungfrau sich nicht die Haare ausrauft, sondern sich einen grünen Kranz aufsezt.“

10) Das Wappen der Familie Wins.

Brecht: Berliner Geschlechter. (Verlag für die Geschichte Berlins. Berlin 1888.)

Die Familie Wins war schon 1067 von Heinrich IV. mit adligem Wappen versehen worden. Im Anfange des 14. Jahrhunderts verließen mehrere Mitglieder dieser Familie aus unbekanntem Gründen ihre Stammburg Winsen an der Luhe und wählten andere Domicile. Ein Wins ließ sich in Berlin nieder, und später verlegte ein anderer seinen Wohnsitz nach Frankfurt a. D. In beiden Städten gelangte das Geschlecht zu hohem Ansehen. Der Frankfurter Zweig war im Lande Lebus begütert. Gegen 1419 erkaufte Martin Wins, Bürgermeister in Frankfurt, das Dorf Heinersdorf bei Müncheberg von Mathias Belfow; 1436 bezog er nach dem Frankfurter Stadtschreiberbuche 10 Schock und 13 Schillinge Pacht von der Mühle zu Cliestow. Nach dem Ableben seines Vaters erhielt er 1439 vom Berliner Magistrat den Lehnsbesitz des Dorfes Falkenberg zugesichert. In Frankfurt bezog er aus dem Zoll jährlich 6 Schock Zinsen. Seinen Nachkommen gehörten außer diesen Besitzungen und Einkünften im Lande Lebus die Dörfer Buchholz, Dolgeln und Treplin. In dem Wappenschild der Familie Wins befinden sich ein Reifen und ein vollständiger Ring als Helmzier desselben. Der Stern auf dem Helme ist von einem spizigen Instrumente durchstoßen. Diese Zusammenstellung des Wappens

wird darauf zurückgeführt, daß ein Tömke (Thomas) Wins 1331 in der Schlacht bei Cremmen den Markgrafen Ludwig den Älteren rettete. Letzterer, der den Rückzug seines geschlagenen Heeres zu decken suchte, war durch einen Lanzenstoß aus dem Sattel geworfen worden. Ein feindlicher Ritter stürzte sich auf den zu Boden liegenden Markgrafen, um ihm den Todesstoß zu versetzen. In diesem verhängnisvollen Augenblicke sprengte Tömke auf seinem Streitrosse heran und stieß dem Feinde seinen Dreiecker durch das Panzerhemd mit solcher Kraft in den Rücken, daß derselbe tot niederfiel und der Markgraf befreit wurde. Die mit dieser That zusammenhängende Wappensage hat Hesekeel durch folgendes Gedicht verherrlicht:

„Es war am Cremmer Damme,  
Das war ein trüber Tag,  
Die Pommeruschwerter schwingen  
Sich da zu schwerem Schlag.

Schon sank vom hohen Rosse  
Der Markgraf Ludewig,  
O Brandenburg, die Sonne  
In Rot und Blut erblich.

Schon zuckt der Pommer grimmig  
Auf Ludwig's Haupt den Stahl,  
Da brach aus dem Gewimmel,  
Dem Blitze gleich, ein Strahl.

Zu Boden stürzt der Pommer  
Vor dieses Strahles Wucht,  
So deckt am Cremmer Damme  
Der Wins Herrn Ludwig's Flucht.

Wohl brennt die Niederlage  
In's Herz Mark Brandenburg,  
Doch half dem edlen Fürsten  
Sein Ketter glücklich durch.

Zum Ritter ward geschlagen  
Der Wins an jenem Tag,  
Der Markgraf gab zurücke  
Ihm redlich Schlag für Schlag.

Den gold'nen Ring in's Wappen  
Bracht' er dem Winsenstamm,  
Der goldene Ring im Wappen  
Der kommt vom Cremmer Damm!“

Im Märtyrerkhore der Marienkirche zu Frankfurt a. D. befinden sich drei der Familie Wins gewidmete Motivbilder; auf einem derselben sind drei Generationen des Geschlechtes dargestellt. Jedes Bild zeigt das Wappen des Winsenstammes.

